



## Bernstein, der „Kleinbürger“.

Von  
Paul Kampffmeyer.  
(Frankfurt a. M.)

Welch ein seltsames Bild gewährt das Verhalten von Freund und Feind gegenüber dem so eigenartigen Büche Eduard Bernsteins: Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie! Der arme, arme Bernstein, wie wird er von beiden Seiten verkannt! Vor Allem wird er den Schutz des Himmels gegen seine sogenannten Freunde erleben müssen. Die Hinrichtungsarbeit, die z. B. Parvus mit Tinte und Feder an Eduard Bernstein vornimmt, kann diesen kaum so schmerzen als die schmeichlerischen Lobsprüche, die er — der vielgehasste Redakteur des Sozialdemokrat — sich von der bürgerlichen Presse gefallen lassen muss. Hat es denn der einst so grimme Klassenkämpfer wirklich schon zum „guten Jungen“ der bürgerlichen Presse gebracht? Nun, wenn die gegnerische Presse wirklich Bernstein als wiedergefundenen, verlorenen Sohn in ihre alte baufällige Häuslichkeit aufnehmen will, wenn sie dem reuigen, bussfertigen Sünder zu Ehren rauschende Feste feiert, so können wir dieses Gebahren ruhig ihrer sprichwörtlichen Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit in die Schuhe schieben. Sie weiss nicht, was sie thut, diese gute Presse! Wäre der kampfesmuthige Saulus wirklich ein schafsdemüthiger Paulus geworden, so hätte er dem Grundgedanken des Sozialismus, der Vergesellschaftung der Produktionsmittel, der Lehre von der Ausbeutung des Arbeiters durch das Kapital und der daraus abgeleiteten Klassenkampftheorie feierlich abgeschworen. Mit keiner Silbe aber hat er diesen Ideen, die haarscharf die Welt des bürgerlichen Liberalismus von der des proletarischen Sozialismus scheiden, den Laufpass gegeben. Wer allerdings die heutige Lohnarbeit nicht als eine Art wirthschaftlicher Knechtschaft betrachtet, wer die Emanzipation des Proletariats nicht in einem Kampfe dieser Klasse um die Eroberung der wirthschaftlichen, sozialen und politischen Macht sieht, der sitzt fern von der harten Holzbank der sozialistischen Sünder und Spötter, der wiegt sich in den weichen, wohligen Polsterstühlen des Bürgerthums, der träumt den angenehmen, sinneberückenden Traum

von der Harmonie aller sozialen Klassen. Und in diesen Traumvorstellungen verloren, verdrissen den Harmonieschwärmer die harten, schwarzen Schafften, die so schreiend aus der heutigen sozialen Welt hervortreten. Er will nur überall erfreuliches, sonniges Licht sehen, und daher streicht er über die schwarzen Stellen leuchtende Farben. An dem Wirklichkeitsbilde bessert er emsig herum, sein Sinnen und Trachten ist nicht auf eine Neuschöpfung des Bildes gerichtet. Keine neuen Zustände, sondern Ausmerzungen der hervorstechendsten Missstände, das ist das soziale Programm des bürgerlichen Reformers. Die Arbeiter — das erkennt er an — leben zum Theil in gedrückten, trübseligen wirtschaftlichen Verhältnissen, gut, so mögen sie nach Aufbesserung ihrer Löhne streben, aber bei Leibe dürfen sie nicht gegen das Lohnsystem selbst kämpfen. In der Theorie erlaubt der bürgerliche Reformers den Streik, in der Praxis aber unterstützt er ihn in den meisten Fällen nicht, sondern bekämpft ihn. Und hier gerade auf diesem Gebiete bestätigen Ausnahmen nur die Regel. Welches Halloh durchtobte seiner Zeit die bürgerlichen Blätter, als einige warmherzige bürgerliche Sozialreformer ihre Schärfflein für die streikenden Hamburger Hafendarbeiter zusammentrugen! Ein solcher gleichsam selbstverständlicher Akt der Humanität konnte nach Ansicht unsres Vollbürgerthums nur aus einem total verdorbenen und verfaulten sozialrevolutionären Herzen hervorgegangen sein. Und so erschienen ihm denn unsere sanftlebenden nationalliberalen deutschen Professoren wie leibhaftige sozialdemokratische Schreckensmänner. Unter den Tausenden von Streiks, deren Schauplatz unser liebes Vaterland in den letzten Dezennien war, kann man die Streiks an den fünf Fingern abzählen, die einmal die Sympathie des Bürgerthums und — was allerdings noch verteuftelt schwieriger ist — die klingende Unterstützung desselben fanden. Der harmoniesüchtige Reformers will auf alle Fälle die Versöhnung der feindlichen sozialen Parteien und nicht deren Kampf. Und diese Stellung des gutgesinnten, sozialmildthätigen Bürgers zum Streik erschliesst uns mit einem Mal den gähnenden, schwindelerregenden Abgrund, der zwischen der bürgerlichen und sozialistischen Lebensanschauung klafft. Der Sozialist prallt mit seinen, durch die ökonomische Wissenschaft geschärften Augen auf die sozialen Gegensätze, er überschminkt sie nicht und strebt nach ihrer thatsächlichen grundstürzenden Aufhebung. Und in dem Austoben der Gegensätze erblickt er nicht ein tief befrübendes, auf alle Fälle zu vermeidendes, sondern ein nothwendiges, kulturförderndes Moment. Der wirtschaftliche und politische Kampf vereint die proletarischen Massen zu mächtigen Heerhaufen, und er erweckt in ihnen ein lebhaftes, heisses Gefühl von der Gemeinsamkeit und Einheit ihrer Interessen, er erzeugt das sogenannte Klassenbewusstsein. Die mit Händen greifbaren wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze tragen den Proletarier zu dem Standpunkt der prinzipiellen Gegnerschaft, zu dem Kapitalismus, empor, während sie den bürgerlichen Sozialreformer nicht über das Niveau der heutigen Wirtschaftswelt heben, und ihn nur zur Abschwächung der schreiendsten sozialen Widersprüche anfeuern. Nun, den prinzipiellen Gegensatz zwischen der bürgerlichen und sozialistischen Denkweise finden wir bei Bernstein nicht verwischt. Bernstein strebt von ganzem Herzen und mit einer vollkräftigen, zu Thaten drängenden Begeisterung die wirth-

schaftliche Umwälzung des Kapitalismus an. Er rührt die Trommel zu neuen wirthschaftlichen Feldzügen, zur Begründung grosser, vom proletarischen Geiste erfüllter Genossenschaften, er weist uns auf einen weiten, noch nicht zur Genüge gewürdigten Ringplatz, auf den Boden des Gemeindesozialismus, des Munizipal-sozialismus hin. Eine neue Welt von Kämpfen steigt mir aus dem Bernsteinschen Buche entgegen; nicht der einschläfernde, Energie erstickende Klang einer sozialen Friedensschalmei dringt an mein Ohr, sondern lautes Waffengeklirr. Und gar sonderbar ist es, dass andere bewährte Genossen nicht die gleichen Klänge wie ich aus dem Bernsteinschen Buche vernehmen. Sie stossen sich wohl an den sozialen Reformideen Eduard Bernsteins.

Bernstein empfiehlt z. B. die Begründung und den Ausbau der Genossenschaften. Aber, zum Teufel, thut das nicht auch der bürgerliche Sozialreformer? Der rothe Umsturzmann und der brave, sanfte Patrimonialrichter Schulze-Delitzsch tummeln sich in dem Konsumladen und verkaufen dort gegen Baar Wurst und Butter. Eine hochrevolutionäre Thätigkeit dies! wird mancher zielbewusste Sozialdemokrat rufen. Schulze geht ferner ebenso wie sein Feind unter die Arbeiterschaft und gründet Gewerkschaften. Und die Resultate dieser scheinbar gleichen Bestrebungen sind: Hirsch-Dunckersche Verbände und proletarische Kampforganisationen. Welcher Unterschied! Kein Wunder; dieser ergiebt sich klipp und klar aus dem eigenthümlichen Geiste, in dem beide Bewegungen gepflegt werden.

Sind zwei zielbewusste, hell ihre Klassenlage erkennende Proletarier vereinigt, siehe, so ist der Sozialismus mitten unter ihnen. Der proletarische Geist, der in den Gewerkschaften lebt und webt, wird auch nicht die wirklichen Arbeiter-Konsumvereine verlassen. In den proletarischen klassenbewussten Gewerkschaften pulst z. B. der eine grosse Gedanke: die Arbeiterschaft hat im wachsenden Maasse Einfluss auf die Produktion selbst zu gewinnen. Der absolute König der kapitalistischen Werkstatt muss sich der Repräsentationsversammlung der organisirten Arbeiterschaft unterordnen. Immer enger werdende Grenzen steckt sie, dank ihrer zunehmenden Macht, der Verfügungsgewalt der Kapitalisten. In die Fragen der Arbeitszeit, des Lohnes redet die Gewerkschaft immer lauter hinein. Das grosse Ziel der Gewerkschaften ist die Herrschaft über die Produktion selbst. Die produktiven, zu Gewerkschaften organisirten Glieder der Gesellschaft leiten die Produktion. Das ist ein echt sozialistisches Ziel! Gerade der machtvolle, die proletarischen Gewerkschaftsorganisationen durchfluthende sozialistische Geist wird auch in den Arbeiterkonsumvereinen wohnen. Auch hier wird er sein Werk auf die planmässige sozialistische Organisation der Wirthschaft selbst richten. Von diesem Geiste weiss sich der bürgerliche Sozialreformer völlig frei. Dieser Reformist ist eben ein sehr anspruchsloser Gesell. Selbstgenügsam, wie er einmal ist, freut er sich, dass er einer Hand voll Menschen einige Silberlinge bei dem Ankauf des Petroleums, des Oels etc. erspart hat. Die Idee einer totalen Umbildung der Wirthschaft im sozialistischen Sinne, der Gedanke einer planmässigen Organisation des Konsums will nimmer in seinem engen Kopfe Eingang finden. Das kleinbürgerliche Ideal eines auskömmlichen, genügsamen Lebens begleitet ihn auf Schritt und Tritt. Wie

sollte er gar die Ruhe des Verdauens seinem eigenen Fleisch und Blut, dem Kleinkrämerthum stören! Das soll in Frieden seine Pfennige aufhäufen; der Konsumverein hat ja nur den Zweck, dem Spartriebe einer kleinen Gruppe von Schustern und Leinewebern zu genügen. Der Kleinbürger hat ein kurzes Gedärm, und er pflegt Alles schön kleinbürgerlich zu verdauen. Die Arbeitervereine, die er unter seine Zähne nimmt, setzt er in Hirsch-Dunckersche Gewerkschaften und in Schulze-Delitzsche Konsumvereine um.

Wenn nun Bernstein warm und leidenschaftlich sozialistischen, klassenbewussten Arbeitern die Gründung von Konsumvereinen und von genossenschaftlichen Betrieben an das Herz legt, dann ist er doch bei Leibe nicht ein kleinbürgerlicher Sozialreformer!

Oder vielleicht doch! Dann müsste in der That durch eine neue babylonische Sprachverwirrung unsere liebe Muttersprache durcheinander gebracht sein. Der echte, rechte Kleinbürger, das ist der gemüthliche Kaffeesachse, der Stein und Bein über die schrecklichen, den Mittelstand vernichtenden Konsumvereine klagt und ihnen mit Umsatzsteuern den Garaus machen will. Soll nun jetzt auf einmal der konsequente Sozialist, der das Kleinbürgertum aus der Welt herausorganisiren will, Kleinbürger genannt werden? Das heisst allerdings das Chaos in unsre Sprache tragen!

Nun erheben nicht gerade die Gedankenlosesten den Vorwurf der Kleinbürgerei gegen Bernstein. Und daher werden wir immer wieder vor die wichtige Frage gestellt: In welchen Ideen, Vorschlägen etc. Bernsteins wittern diese ein unverfälschtes Kleinbürgertum? Nun, weil er gleichsam die soziale Reformarbeit in das volle Tageslicht und die Verwirklichung des Sozialismus in einen wenig erhellten Hintergrund stellt. Vielleicht wäre es angebracht gewesen, dass er die Grundanschauungen des Sozialismus da und dort stärker aufgetragen, sie gewissermaassen mit dem Besenstiele niedergeschrieben hätte. Das blödeste Auge würde wohl dann den Sozialismus Bernsteins erkannt haben. Ueber die Zweckmässigkeit einer derartigen Besenstielschrift lässt sich sicherlich streiten. Aber ist es denn einem Bernstein zu verdenken, dass er gerade die Konsumvereine und die sich an sie anschliessenden grossen genossenschaftlichen Betriebe als wichtige, verheissungsvolle Zukunftsgelbe so besonders hervorhebt, wenn ein Engels schon die heutigen kapitalistischen Fabriken — und zwar mit Recht — als gesellschaftliche, aufkeimende sozialistische Betriebe feiert? Diese Produktion wird nach Engels im wachsenden Maasse ein gesellschaftlicher Akt, die Produktionsweise der Waaren erhält einen kollektivistischen Charakter und tritt im schärfsten Gegensatz zu der heutigen individualistischen Aneignungsweise der Waaren. Aus den grossen, sich auf der Grundlage der Konsumvereine aufbauenden genossenschaftlichen Betrieben hebt sich doch der sozialistische Kern noch plastischer heraus, als aus der kapitalistischen Fabrik. Giebt man nun den sozialistischen Grundcharakter der Genossenschaftsbetriebe zu, so kann man wirklich nicht in der Begründung dieser Betriebe eine elende soziale Flickschusterei sehen. Im Gegentheil, es muss, je heisser in uns die Begeisterung für den Sozialismus loht, unsere heiligste Aufgabe sein, diese genossenschaft-

lichen Grossbetriebe planmässig auszubauen. Wir rufen dadurch Kollektivbetriebe ins Leben und fördern systematisch die materiellen Existenzbedingungen der sozialistischen Gesellschaft. Was heisst die Begründung dieser genossenschaftlichen Betriebe denn anders, als eine bewusste Unterstützung der vorhandenen, auf Ausbildung der Grossbetriebe lossteuernden Entwicklungstendenzen!

Gerade der sattelfeste Marxist, der in der kapitalistischen Fabrik einen sozialistischen Embryo entdeckt, sollte grossindustrielle genossenschaftliche Unternehmungen ins Leben rufen. Er dehnt und reckt dadurch die Produktivkräfte aus und trägt hiermit wesentlich zur Steigerung und Auflösung des Gegensatzes zwischen den Produktivkräften und den Produktionsverhältnissen bei. Er kann also, ohne eine Todssünde gegen das Prinzip zu begehen, diese Entfaltung der Produktivkräfte nach Möglichkeit betreiben. Er unterstützt dadurch den Wachstumsprozess des Sozialismus im Mutterschooss der kapitalischen Gesellschaft. Der Sozialismus zersprengt nun nach seiner Ansicht gewaltsam die kapitalistische Hülle. Diese Zersprengung ist schlechthin eine ökonomische Nothwendigkeit; denn sie ist durch ein eigenartiges, von Hegel-Marx entdecktes Entwicklungsgesetz bedingt. Dieses Gesetz erkennt Eduard Bernstein nicht an; und deshalb, ja hauptsächlich deshalb wird er ein bürgerlicher Sozialreformer und nicht ein sozialistischer Revolutionär genannt.

Nach Marx ist nämlich „die Entwicklung der Widersprüche einer geschichtlichen Produktionsform . . . der einzige geschichtliche Weg ihrer Auflösung und Neugestaltung.“ Nach seiner Theorie zeigen Prozesse, die einen Widerspruch in sich enthalten, ein eigenartiges Umschlagen der Extreme in ihr Gegentheil. Die furchtbarste Anarchie der Produktion schlägt in ihr Gegentheil, in die gesellschaftliche Ordnung und Leitung der Produktion um. Die Steigerung des Elends, des Drucks und der Knechtschaft der enteigneten Masse ist ein nothwendiger Weg zur sozialistischen Wirthschaftsordnung. Das auf die Spitze getriebene Elend erzeugt seinen äussersten Gegensatz, die Empörung gegen das Elend, die endgiltige Beseitigung desselben.

Die Zuspitzung der Gegensätze, so dozierten auch einstmals die Jungen in der sozialdemokratischen Partei, führt zu ihrer Selbstaufhebung. Nach ihrer Ansicht bricht jede sozialreformatorische Kleinarbeit den ökonomischen Gegensätzen die Spitze ab. Und diese theoretische, mit starrer, einseitiger Konsequenz durchgeführte Grundanschauung gebar dann folgende Taktik: die Bekämpfung des Parlamentarismus, die Verhöhnung aller arbeiterschutzgesetzlichen Bestrebungen als klein- und spiessbürgerlich, die Befürwortung des schroffsten, unmittelbarsten, durch keine gesetzgeberische reformatorische Thätigkeit abgeschwächten Klassenkampfes. Dieses auf einer einseitigen theoretischen Basis ruhende Programm scheint einer gewissen Konsequenz nicht zu entbehren. Aber — und das ist hier die entscheidende Frage — ist die Basis denn unumstösslich fest und sicher aufgebaut? Haben wir denn mit Hegel und Marx die Formel gefunden, in der sich die wirthschaftlichen und sozialen Entwicklungsprozesse ein für alle Mal vollziehen? Können wir mit ihr alle historischen Prozesse meistern?

Die Entfaltung der Produktivkräfte ist nun in letzter Linie an die Entwicklung der Produktionsmittel geknüpft. Je entwickelter die Produktionsmittel sind, um so gewaltiger weifen sich die Produktivkräfte aus, je eher können diese die Fesseln der Produktionsverhältnisse sprengen. Aus diesen Sätzen folgen nun zwei wichtige Schlüsse: Erstens, die Widersprüche zwischen den Produktivkräften und den Produktionsmitteln sind ihrem Charakter nach sehr verschieden, sie hängen in ihrer Eigenart von der Entwicklung der Produktionsmittel ab. Die jeweilige Lösung der Widersprüche, die wirtschaftliche und soziale Revolution vollzieht sich unter den verschiedensten Formen. Wenn man sie alle mit dem gemeinsamen Wort Revolution bezeichnet, so sagt man herzlich wenig über ihre Wesenheit selbst aus. Das Wort Revolution sagt in dieser allgemeinen Verschwommenheit überhaupt nichts mehr aus. Zweitens: Die Epochen der sozialen Revolution müssten um so häufiger, um so tiefgehender und gewaltsamer sein, je stärker die Produktivkräfte entfaltet sind. Aus dieser allgemeinen Betrachtung heraus prophezeiten wohl Engels und Marx wiederholt den Ausbruch einer proletarischen Revolution. Wäre der zweite Schluss in seiner Allgemeinheit richtig, so müsste England der eigentliche Herd der sozialen Revolutionen sein. Man untersuche daher sorgfältig, ob die fabelhafte Ausdehnung der Produktivkräfte in England eine gesellschaftliche und wirtschaftliche gewaltsame Revolution anbahnte oder eine entschiedene tiefgehende soziale Reform. Lassen wir einmal die wirkliche Geschichte der wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen hier zur Worte kommen. Sie mögen ihr Urtheil über die dialektische Entwicklungsformel sprechen. In dem folgenden Artikel mag die Geschichte nun selbst das Wort ergreifen.

## Bernstein und der Sozialismus.

Von

Ladislaus Gumplowicz.

(London.)

### I.

Mit Spannung habe ich seit Monaten auf Bernsteins Buch gewartet, mit Spannung es fast in einem Zuge zu Ende gelesen. Und das Buch leistet auch wirklich, was ich von ihm erhoffte: eine befreiende That.

Ursprünglich wollte die marxistische Doktrin die theoretische Formel für ein sehr ungestümes Vorwärtsdrängen sein. Aber mit den Thaten in Widerspruch, in sich selbst zwispältig, entartete sie mehr und mehr zu einer fatalistischen Tradition, die sich zwar recht gut mit einem stetigen Wachsthum der sozialdemokratischen Stimmenzahl vertrug, im Uebrigen aber jeder positiven, aufbauenden sozialistischen Thätigkeit hemmend, ja lähmend entgegentrat. In der Agrarfrage hinderte sie ein unbefangenes Erfassen der bäuerlichen Verhältnisse, in der Kommunalfrage ein systematisches, zweckbewusstes Arbeiten; und gerade da, wo die Grundidee von Marx und Engels, die „materialistische“ Geschichtsauffassung, am stärksten anfeuernd hätte wirken sollen, erwies sich der verknöcherte Spätmarxismus am allerschädlichsten: in der Frage der wirtschaftlichen Kampforganisationen der Arbeiterklasse. Wenn wir Marx für etwas zu

Dank verpflichtet sind, dann gewiss für die Erkenntniss des entscheidenden Einflusses, den wirthschaftliche Beziehungen auf das gesammte Gesellschaftsleben zu üben vermögen. Und doch, wenn die Gewerkschaftsbewegung der deutschen Arbeiter noch so beschämend fragmentarisch, die Genossenschaftsbewegung kaum noch in den ersten Anfängen ist, so fällt die Schuld an diesem empörend traurigen Stande der Dinge grossentheils der marxistischen Orthodoxie zu. Wie sollte sie auch für dergleichen „Flickwerk“ ein Wort der Aufmunterung übrig haben; hatte sie es doch versiegelt und verbrieft, dass der grosse Kladderadatsch ganz von selber kommen werde — wenn nicht im Jahr 1898, nun, dann eben im Jahr 1907. Und bis dahin? Bis dahin wählte man und liess sich wählen, hielt tapfere Reden und lauschte tapferen Reden — gewiss eine ganz nützliche Thätigkeit, die aber für sich allein noch lange keinen Hund vor den Ofen lockt.

War somit die von den Marxisten befürwortete Praxis eine outrirt ideologische, so war dafür ihre theoretische Auffassung des Sozialismus eine outrirt ideenfeindliche. Der Sozialismus, hiess es da, hat mit dem Willen der Menschen nichts zu thun, noch weniger mit ihrem Gerechtigkeitsinn, ihrem Idealismus und dergleichen spießbürgerlich-utopistischem Firlefanz. Er entsteht automatisch als Produkt der kapitalistischen Wirthschaftsweise; seine Träger sind die Proletarier, nicht etwa weil und insofern sie weitlebende, willensstarke und sittlich hochstehende Menschen sind, sondern einfach weil sie das Pech haben, kapitalistisch ausgebeutete Lohnsklaven zu sein. Der Sieg des Sozialismus aber hängt ab von der sich automatisch vollziehenden Vollendung und Selbstüberwindung des Kapitalismus. Oder, wie es treffend in der Broschüre eines sonst ziemlich dummen Antisemiten hiess: Das Fell der Völker wird erst dann seinen vollen Werth für sie erhalten, wenn es ihnen völlig über die Ohren gezogen und hernach höflichst wieder zurückgestellt wurde. Folgerichtig wurde es zur vornehmsten Aufgabe der marxistischen Weisen, Tag und Nacht ängstlich hinzuspähen, ob das glückverheissende Fellabziehen auch ungestört vor sich gehe. Damit wurde die liebevolle Beobachtung des realen Arbeiterlebens und der aus ihm spontan aufkeimenden Entwicklungsmöglichkeiten in den Hintergrund gedrängt durch die abstraktesten, grauesten nationalökonomischen Spekulationen — wissenschaftliche Geduldspiele, deren endloses Fortspinnen sich fast wie ein Hohn auf die schreiende Noth der Zeit ausnahm.

Natürlich konnte es in einer Bewegung, die so viel gesunde Kraft in sich trägt und so stark im Volksboden wurzelt, wie die deutsche Sozialdemokratie, unmöglich an heilsamen Gegentendenzen wider doktrinäre Verranntheit fehlen. Ja, diese Gegentendenzen wurden da und dort so stark, dass sie sogar auf die Doktrinäre selbst Einfluss übten; so namentlich in der Gewerkschaftsfrage. Aber all die zerstreuten Ansätze zu einem nicht mehr fatalistisch abwartenden, sondern positiv schaffenslustigen Sozialismus ermangelten bisher der innern Einheitlichkeit und Konsequenz; neben einer längst antimarxistisch gewordenen Praxis besteht nicht selten die marxistische Theorie noch fort, und das Ergebniss ist Zerfahrenheit und Fortwursteln mit geschwächter Energie. Zwar liegt in Paul Kampffmeyers vortrefflicher, in ihrer knappen Klarheit geradezu klassischer Schrift: Mehr Macht! die neue Synthese eigentlich schon fertig vor; bis jetzt aber scheint man diese gehaltreiche Gabe noch wenig zu würdigen. Zum Theil mag dies daran liegen, dass Kampffmeyer mehr die wohlgesichteten Resultate

kritischer Untersuchungen zusammenstellt, als diese Untersuchungen selbst in extenso mittheilt.

Diesmal aber handelt es sich nicht blos um Resultate, sondern auch um tiefgehende Revision der theoretischen Grundlagen. Obendrein ist es ein langjähriger anerkannter Wortführer des Marxismus und ein persönlicher Schüler von Marx und Engels, der die Schwächen und Widersprüche der marxistischen Doktrin kritisch beleuchtet. Und an der zögernden Art, wie er die Axt an das Gebäude legt, das seine Meister errichtet haben und das er selbst so lange vertheidigt hat, merkt man deutlich genug, wie ungern er es thut. Im Grunde liebt er wohl immer noch, was er zerstört. Es steckt ein gutes Stück seelischen Selbstmords in solcher Demolierungsarbeit. Um so höher steigt unsre Dankeschuld gegen ihn; denn es dürfte schwer halten, bei dem alternden kampfesermüdeten Manne ein andres Motiv zu entdecken, als die Liebe zur Wahrheit.

Wer den Marxismus kennt und das zweite und dritte Kapitel des Bernsteinschen Buches liest, für den kann es keinen Zweifel mehr geben: diesmal ist es mit der marxistischen Orthodoxie endgiltig zu Ende. Das Détail mag man immerhin kritisieren, mag dem Verfasser da und dort eine kleine Voreiligkeit in der Deutung seiner Ziffern, wohl gar einen Rechenfehler nachweisen. Aber dass die Methode des Marxismus eine fehlerhafte war, dass die marxistische Entwicklungstheorie mit sich selbst und den Thatsachen in Widerspruch steht, dass ihre Vorhersagen durch den seitherigen Gang der Ereignisse widerlegt wurden: all das kann nunmehr, nach dieser eingehenden kritischen Darlegung durch einen der genauesten Kenner der Doktrin, kein halbwegs Unbefangener mehr bestreiten. Was man gegen diesen Theil von Bernsteins Schrift vorzubringen versucht, beweist nur, wie sehr er Recht hat. Man lese nur einmal die unglaublich leeren Ausflüchte der Schwäbischen Tagwacht, und die Ueberzeugung muss sich Einem aufdrängen: es steht verzweifelt schlecht um eine Sache, die von sonst ganz intelligenten Leuten mit solchen Argumenten vertheidigt wird.

Insbesondere hat Bernstein der Zusammenbruchstheorie, dieser unseligen Theorie des maulrevolutionären Quietismus, endgiltig zum wohlverdienten Zusammenbruch verholfen. Wir können unsere politische Rechnung nicht mehr darauf basiren, dass die Kapitalisten der führenden Industrieländer sich als ungeschickte Lehrjungen in ihrem eigenen Geschäft erweisen werden, dass sie den Ast absägen, auf dem sie sitzen, dass sie Krisen herbeiführen, die sie mit jedem Jahr besser verhüten lernen. Wollen wir, dass die kapitalistische Ausbeutung aus der Welt verschwinde, so müssen wir sie aus der Welt schaffen.

## II.

Ein wackerer Demolirer ist Bernstein. Kann er auch bauen?

Sehen wir zu. Er bezeichnet mit richtigem Blick „die Agrarfrage, die Fragen der Kommunalpolitik, die Genossenschaftsfrage und verschiedene Fragen des gewerblichen Rechts“ als diejenigen Fragen, in Bezug auf welche das Parteiprogramm einer Ergänzung bedarf. Er tritt mit leidlicher Entschiedenheit für die Berechtigung und Tragweite einer selbständigen Gewerkschaftsbewegung ein. Er widmet dem Genossenschaftswesen einen äusserst beherzigenswerthen Abschnitt; und er modifizirt die Oppenheimersche Siedlungsgenossenschaftsidee in sehr fruchtbarer Weise, indem er für die Dorfgemeinden das Recht



fordert, Ackerland behufs Verpachtung an Landarbeiter-Genossenschaften zwangsweise anzukaufen. Trotz alledem hinterlässt das vierte Kapitel seines Buches keinen befriedigenden Eindruck.

Das macht, es ist ein müder Mann, der dies Buch geschrieben hat. Einer, der mit dem Marxismus allzu persönlich verwachsen war, um nicht mit dem Aufgeben des Marxismus zugleich den besten Theil seiner Angriffslust, ja seiner Widerstandskraft einzubüssen. So mag es zu erklären sein, dass hinter der Maske rauhborstigen Trotzes, die Bernstein zur Schau trägt, hier und da so etwas wie Ermattung hervorblitzt, ja fast wie weichmüthiges Heimweh — — nach dem Liberalismus. Nun mag es ja historisch richtig sein, dass der Sozialismus ursprünglich aus dem Liberalismus geboren wurde; aber in solchen Dingen gilt eben für Alle, die vorwärts und nicht zurück wollen, das brutale Wort der Franzosen: *c'est le ventre de ma mère*. Und Bernstein in allen Punkten Heerfolge leistend, hiesse allerdings in einigen Punkten zurückgehen; zwar nicht zurück hinter schon eroberte Positionen, wohl aber zurück hinter seit Langem klar formulirte Forderungen, deren Rückwirkung auf das reale Leben der Gegenwart bereits begonnen hat.

Ich denke hier speziell an Bernsteins Haltung in der Expropriationsfrage. Er betont mit Recht, dass die hier zu lösenden Schwierigkeiten weit mehr verwaltungstechnischer als politischer Natur sind. Und wenn er darauf hinweist, dass sich bei der labyrinthischen Komplizirtheit unseres Industrielbens eine neue Wirtschaftsordnung nicht per Parlamentsdekret improvisiren lässt, dass vielmehr der grösste Theil der Arbeit jedenfalls schon vor dem „grossen Krach“ gethan sein muss, nämlich der organische Aufbau ausgedehnter Arbeitergenossenschaften, die im Stande sind, als Krystallisationskerne für eine verallgemeinerte sozialistische Produktion zu dienen: so wünsche ich seinen Ausführungen von Herzen die nachhaltigste Beachtung. Aber so schlimm, wie Bernstein es darstellt, steht es mit den Aussichten auf Ueberführung der Produktionsmittel ins Gemeineigenthum deswegen doch nicht. Zu den objektiv vorhandenen Schwierigkeiten der Expropriation gesellt sich nämlich bei Bernstein eine blos subjektive: die Phantasielosigkeit des Autors, der ja nach seinem eignen Geständniss „nie ein Zukunftsgemälde hat zu Ende lesen können“. So übersieht er, dass die thatsächliche Verwaltung vieler Betriebe heute schon nicht von den Besitzern resp. Aktionären besorgt wird, sondern von besoldeten Fachleuten, und es ist nicht abzusehen, warum diese Fachleute im Dienste des Staates, einer Gemeinde oder Genossenschaft schlechtere Arbeit thun sollten, als im Dienste der ihnen völlig gleichgiltigen privaten Eigenthümer. Wo aber der Besitzer sein eigener technischer Leiter ist, da dürfte es in der Regel weder nöthig noch wünschenswerth sein, ihn davon-zujagen. Die Umwandlung seiner Stellung aus der eines unverantwortlichen Fabrikdespoten in die eines verantwortlichen demokratischen Beamten ist Alles, was fürs Erste Noth thut.

Acrger als alle technischen Bedenklichkeiten Bernsteins ist aber seine prinzipielle Inkonsequenz. Bernstein bestreitet das Recht auf Expropriation. Dem Buchstaben nach lässt er ein solches Recht allerdings gelten, aber nur unter Wahrung des Rechtes der bisherigen Eigenthümer der Produktionsmittel auf Entschädigung. Nun aber ist entweder der Sozialismus eine eitle Phrase, oder dieses Recht auf Entschädigung existirt nicht. Wir sind Sozialisten, weil wir als einzige Quelle von Einkommensansprüchen die Arbeit anerkennen, gleich-

viel ob Handarbeit oder Hirnarbeit.<sup>1)</sup> In der sozialistischen Gesellschaft wird also kein arbeitsfähiger Mann ein andres Recht haben, als nach seinen Fähigkeiten beschäftigt und nach seinen Leistungen entlohnt zu werden.<sup>2)</sup> Genau dasselbe Recht wird selbstverständlich auch den bisherigen Empfängern arbeitslosen Einkommens zustehen; wie kämen sie aber dazu, noch weiterhin arbeitsloses Einkommen zu beziehen? Der Sozialismus kennt kein Recht auf arbeitsloses Einkommen; wo er ein solches angebliches Recht vorfindet, da gilt es ihm als Unrecht. Er mag es aus Schwäche oder aus Schonung zeitweise dulden, aber er kann es niemals anerkennen. Dass Bernstein auch mitten im Siege jede brutale Willkür gegen die bisherigen Privilegirten vermieden wissen will, macht seiner Menschlichkeit alle Ehre. Aber die gemüthliche Rücksichtnahme auf den Komfort und die Seelenruhe der Kapitalisten findet schliesslich ihre Grenze an viel dringenderen Rücksichten, dass wir in einer Welt leben, wo Millionen Menschen hungern.

Das Alles ist freilich Zukunftsmusik, und Bernstein mag lächeln, dass ich so eifrig mit ihm um das Fell des kapitalistischen Bären hadre, der doch vorläufig noch sehr ungeschunden herumtrottet. Aber Bernsteins übermässige Anspruchslosigkeit in Bezug auf die Zukunft bleibt nicht ohne Einfluss auf seine Stellungnahme zu aktuellen Fragen. Dass er der Sozialdemokratie behufsvoller Ausnützung ihrer politischen Machtmittel eine resolute Allianzpolitik empfiehlt, ist ein Verdienst, gerade wie es ein Verdienst Bernsteins war, zu thatkräftiger Betheiligung an den preussischen Landtagswahlen anzufeuern. Aber es ist ein grosser Unterschied, ob man derartige Bündnisse im Interesse der Sozialdemokratie befürwortet,<sup>3)</sup> oder ob man dasselbe aus romantischer Sympathie für das liberale Bürgerthum thut und den prinzipiellen Gegensatz zwischen Liberalismus und Sozialismus zu verwischen sucht. Letzteres ist Bernsteins Fall, er giebt dem Begriff Liberalismus eine so gewaltsam erweiterte Definition, dass schliesslich jedwedes freiheitliche Bestreben darunter fällt. In Wirklichkeit aber bedeutet Liberalismus seiner historischen Rolle nach die freie Konkurrenz auf der Basis ungleichen Eigenthums. Wir Sozialisten haben diese „freie“ Konkurrenz als eine Quelle der Ausbeutung, also wirthschaftlicher Unfreiheit erkannt, darum verwerfen wir sie; und insoweit wir sie verwerfen und durch die freie Konkurrenz der Arbeitskräfte auf der Basis des Gemeineigenthums ersetzen wollen, sind wir keine Liberalen, sondern Sozialisten. Die „Freiheit“, in belibigem Umfange Eigenthum an Produktionsmitteln zu erwerben, bestreiten wir dem Einzelnen, und sei er ein noch so genialer Erfinder; hierin wollen wir, zur Wahrung der Freiheit Aller, in der

1) Gegen diese Formulirung kann man einwenden, dass der hoch entlohnte Hirnarbeiter von heute (Ingenieur, Professor u. s. w.) seine hohe Qualifikation meist doch auch mit Hilfe eines ökonomischen Privilegs erlangt hat, das ihm ein kostspieliges Studium erlaubte, von welchem vielleicht viel begabtere, aber mittellose Jünglinge ausgeschlossen blieben. Das stimmt; aber diesem Uebel könnte auch eine siegreiche sozialistische Partei erst in der zweiten Generation vollständig abhelfen, auf Grund der Resultate der inzwischen allgemein durchgeführten sozialistischen Erziehung.

2) Dem widerspricht natürlich nicht die Erhaltung der Kinder, der Greise, der Kranken, der Wöchnerinnen, sowie der zeitweilig Arbeitslosen auf Kosten der Gesamtheit. Das Einkommen all dieser hilfsbedürftigen Personen lässt sich prinzipiell auffassen als eine Versicherungsrente, die gezahlt wird unter Anrechnung theils schon geleisteter, theils noch zu leistender Arbeit.

3) In völlig einwandsfreier Weise thut dies Paul Kampffmeyer (Mehr Macht!, pag. 34).

That eine „neue Gebundenheit“ schaffen.<sup>4)</sup> Wenn nun manche bürgerlich-radikale Fraktionen ihr veraltetes Programm durch Verquickung von liberalen mit sozialistischen Forderungen aufzufrischen suchen, so ist das ein sehr achtungswerthes Bemühen, braucht uns aber keineswegs zur Imitation à rebours zu veranlassen. Für sinkende Parteien mag bewusste Unklarheit ein Mittel sein, sich noch eine Weile über Wasser zu halten; einer aufsteigenden Partei thut Klarheit noth.

### III.

Das grosse Verdienst Bernsteins ist vorwiegend negativer Natur. Er hat nicht so sehr neue Wege gebahnt und betreten, als vielmehr die imaginären Schranken weggezaubert, welche thatsächlich längst für den Vormarsch offenstehende Linien bisher zu versperrern schienen. Er hat mit jenem Wunderglauben an den automatischen Zusammenbruch des Kapitalismus aufgeräumt, welcher bisher so viele Marxisten daran hinderte, an der planmässigen Untergrabung des Kapitalismus durch eine politisch und wirthschaftlich erstarkende Arbeiterklasse mitzuarbeiten — ja auch nur gnädigst zu gestatten, dass Andere daran arbeiten.<sup>5)</sup> Darum kann man seine liberalisirenden Liebhabereien verwerfen und dennoch sein Buch als den Ausgangspunkt einer neuen Aera des Sozialismus betrassen.

Kurz und bündig präzisirt, lautet der Streitfall: Fatum versus Wille. Von dem Augenblick an, wo wir aufhören, in dem sozialen Entwicklungs-drama eine schlechte Schicksalstragödie à la Müllner zu sehen, wird es klar, dass der Sieg des Sozialismus abhängt von dem Willen seiner Anhänger — und von dem Grade opfermüthiger Energie, propagandistischen Eifers, sozialpolitischer Einsicht und organisatorischer Tüchtigkeit, womit sich dieser Wille bethätigt. Wer das ausspricht, der gilt der Marxistischen Orthodoxie selbstverständlich als „Utopist“ und damit als abgethan. Für mich aber bedeutet der Vergleich mit jenen ersten grossen Heroen des Sozialismus eine Schmeichelei, keine Widerlegung. Nicht nur stehen wir ideell heute noch auf den Schultern Jener; auch praktisch haben sowohl der Owenismus als auch der Fourierismus wenigstens partiell ganz respektable Resultate aufzuweisen, und ihre segensreichen Nachwirkungen erstrecken sich bis auf die Gegenwart. Der Kürze halber erwähne ich für diesmal nur den historischen Zusammenhang des Owenismus mit der englischen Genossenschaftsbewegung und den des Fourierismus mit der Entwicklung des Referendums in der Schweiz. Aber auch abgesehen davon, möchte ich wissen, was utopischer ist: das Fouriersche Limonadenmeer oder die automatisch abschnurrende ökonomische Revolutions-Höllenuhr der Marxisten?

<sup>4)</sup> Dies meine Antwort auf den Bernsteinschen Satz: „Der Sozialismus will keine neue Gebundenheit irgend welcher Art schaffen“. (Die Voraussetzungen des Sozialismus, pag. 132.)

<sup>5)</sup> Vergleiche die folgenden Stellen aus Bernsteins Antwort an Kautsky (Vorwärts vom 26. März 1899): „Um was dreht sich im letzten Grunde meine Kritik und was war ihr Ausgangspunkt? Die Bekämpfung jener Auffassung, die alle wesentliche positive Arbeit der Sozialdemokratie hinter den grossen Krach verlegt und die vorher zu entfaltende Thätigkeit unter dem Gesichtspunkte der Unvermeidbarkeit dieses Ereignisses beurtheilt. . . . Die thatsächliche Entwicklung setzt immer mehr von dem, was einst „von der Zukunft Ferner“ erwartet wurde, auf die Tagesordnung der Gegenwart und giebt der Sozialdemokratie immer mehr Anlass zur sogenannten Kleinarbeit, die aber thatsächlich sehr grosse und bedeutsame Arbeit ist.“

Dieser Wille der Massen zum Sozialismus (wohl zu unterscheiden von dem Willen zur individuellen Bereicherung auf Kosten Anderer) wird aber seinerseits entfesselt durch eine Erkenntniss — das Begreifen der sozialistischen Rechtsanschauung. Diesen Gedankengang deutet auch Bernstein mehrfach an.<sup>9)</sup> Aber er hält nicht konsequent genug daran fest. Denn gegenüber Plechanow beruft er sich auf eine Aeusserung von Engels, wonach die Völker erst „auf einem gewissen, für unsere Zeitverhältnisse sogar sehr hohen Entwicklungsgrad der gesellschaftlichen Produktivkräfte“ für den Sozialismus reif werden. Wer sich aber einmal auf den Boden des Rechtssozialismus gestellt hat, der darf sich solcher Argumentationen nicht mehr bedienen. Es ist eine gänzlich willkürliche Annahme, dass eine primitive Produktionstechnik der Verwirklichung des Sozialismus mehr ökonomische Schwierigkeiten in den Weg stelle als eine hoch entwickelte. Setzen wir einmal den Fall, Irland wäre noch heute ein ausschliesslich ackerbautreibendes Land, bewohnt von einer Million Pächtersfamilien, welche die gesammte landwirthschaftliche Arbeit nach primitiver Vätersitte selbst verrichten, aber die Hälfte ihrer Ernte in natura als Pachtzins an fünfhundert Absentee-Landlords abliefern müssen: so wäre die Abschaffung dieses Pachtzinses ganz ebenso sehr ein sozialistisches Programm, wie die Abschaffung des arbeitslosen Einkommens der Fabrikbesitzer, Kommerzienräthe, Bankiers und Rentiers von Berlin W. — und um kein Haar utopischer. Im Gegentheil, gerade der letztere Fall ist viel komplizirter. Denn bei dem Absentee-Landlord liegt es klar zu Tage, dass er ein Schmarotzer ist und nichts als ein Schmarotzer; bei dem modernen Fabrikanten und Kaufmann dagegen dürfte es oft schwierig zu beurtheilen sein, wieviel von seinem Einkommen als reine Monopolrente aufgefasst werden darf, und wie viel davon als gerechter Lohn einer unentbehrlichen beruflichen Thätigkeit gelten muss.

Die Wirthschaftsgeschichte des Mittelalters — so wie sie sich wirklich abgespielt hat, nicht wie sie in den diversen Leitfäden des Marxismus zu lesen steht — beweist auch klar genug, dass die ökonomischen Vorbedingungen für den Sozialismus durchaus nichts spezifisch Modernes sind. Das Deutschland des XIII. Jahrhunderts, wo auf dem Lande jeder Familienvater ein freier Bauer, in der Stadt jeder ausgelernte Handwerker ein selbständiger Meister war — dieses Deutschland war sehr viel sozialdemokratischer als das Deutschland von heute mit seiner Fabriksklaverei und seinem Latifundienunfug, mit der Gesindeordnung auf dem Lande und der Massenprostitution in den Grossestädten. Die Wirthschaftsgeschichte zeigt eben keine stetige Aufwärtsentwicklung, sondern Blüthezeiten und Verfallsperioden in buntem Wechsel. Und wenn wir uns nicht kräftig und umsichtig unsrer Haut wehren, so könnte es passiren, dass gerade in unseren Tagen die schlimmste aller Verfallsperioden anbricht — siehe Trusts.

Wenn wir trotz aller bitteren Erfahrungen, trotz allen niedrückenden Wissens um die Noth und Schmach der Gegenwart an der Hoffnung festhalten, dass die vorhandenen Ansätze zum Sozialismus nicht verkümmern, sondern sich siegreich entfalten werden; wenn wir uns als die Vorboten einer neuen sozialistischen

<sup>9)</sup> Am entschiedensten in der Antwort vom 26. März: „Die Entwicklung hat in verschiedenen Punkten einen andren Weg genommen, als es der Fall sein müsste, wenn der Zusammenbruch aus rein ökonomischen Gründen unvermeidlich sein sollte. Aber wozu die Ableitung des Sozialismus aus dem ökonomischen Zwange? Wozu die Degradirung der Einsicht, des Rechtsbewusstseins, des Willens der Menschen?“

Kultur betrachten, die alles technische Raffinement, alle wissenschaftliche und künstlerische Vollendung des XIX. Jahrhunderts vereinigen wird mit der gerechten Gütervertheilung des XIII., so berechtigt uns zu solcher Hoffnung nicht die wirthschaftliche, sondern die geistige Eigenart unsrer Zeit. Es ist die bewussteste aller Zeiten. Mit unehörter Raschheit fliegen heute ungezählte Funken des Verständnisses und Einverständnisses zwischen den Millionen Einzelhirnen hin und her. Einst ging der schwäbische Bauernkrieg verloren, weil der Hegauer Haufe und der Seegauer Haufe nicht einig vorgingen. Heute aber senden die Arbeiter Europas, Amerikas, Japans, Südafrikas und Australiens einander Briefe und Zeitungen, Delegirte und Streikgelder zu. Jede neue Eisenbahn, jede neue Dampferlinie, jede neue Telegraphenleitung steigert unsere Aussichten, die zerstreuten Auflehnungstendenzen der arbeitenden Bevölkerung unsres gesammten Kulturkreises zu einem gewaltigen Kollektivwillen zu verschmelzen, der stärksten Macht auf Erden. Allerdings erleichtern dieselben Faktoren auch die Verständigung der Kapitalisten; unsre hochentwickelte Verkehrstechnik reicht eben „beiden der Heere beschleunigend Waffen und Wehre“. Aber es giebt kein triebkräftiges ethisches Motiv, das die rivalisirenden Kapitalistendynastien zu einer einzigen Phalanx verschmelzen könnte. Wo der Raubgewinn des Einzelnen den einzigen Zweck der Allianz bildet, da wird der Verrath zur natürlichsten Handlungsweise von der Welt, sobald er dem Einzelnen Gewinn verheisst. Mit anderen Worten: es ist keine soziale Weltreligion des Kapitalismus möglich. Der Sozialismus dagegen trägt allerdings das Zeug in sich, sich zu einer sozialen Weltreligion auszuwachsen.

Die unerlässliche Voraussetzung dazu ist freilich die, dass der Sozialismus nicht etwa auf Jahrzehnte hinaus blosser Sonntagspredigtphrase bleibe, die mit jeder Wiederholung abgebrauchter und schaler wird, sondern dass er zum Leitmotiv des werktätigen Lebens und Schaffens werde. Es muss also den Bekennern des Sozialismus Tag um Tag Gelegenheit zu praktischer sozialistischer Thätigkeit geboten sein. Das natürlichste und naturnothwendigste Feld hierzu bilden in allen Ländern mit entwickelter Industrie und einer zahlreichen Lohnarbeiterklasse die Gewerkschaften. Ohne das solide Fundament starker Gewerkschaften ist eine sozialistische Arbeiterbewegung überhaupt nur ein buntbemaltes Kartenhaus, das der nächste Wind umbläst. Ergänzt aber muss die Gewerkschaftsbewegung werden einerseits durch die politische und kommunalpolitische Bethätigung, andererseits durch die Genossenschaftsbewegung.

Das sind trockene Schlagworte, aber für den Wissenden bedeuten sie eine Welt voll Verheissungen. Nehmen wir einmal, selbstverständlich nur der theoretischen Analyse halber, diese Voraussetzungen als nahezu erfüllt an. Nehmen wir also zunächst an, eine hinreichende Zahl sozialistischer Vertreter in Staat und Gemeinde habe sich durch langjährige, möglichst positive Mitarbeit mit den wichtigsten Verwaltungsfragen praktisch vertraut gemacht. Denken wir uns ferner die grosse Mehrzahl der Lohnarbeiter zu schlagfertigen Gewerkschaften vereinigt, mit ausreichender Arbeitslosenversicherung und wohlgefüllten Streikkassen. Nehmen wir ferner in allen Industriezentren starke Konsumvereine als vorhanden an, die im Bunde mit bäuerlichen Absatzgenossenschaften den Vertrieb aller, die Produktion der meisten für die Arbeiterklasse nothwendigen Lebensmittel an sich gerissen haben. Denken wir uns ferner den Absolutismus der städtischen Hausherrn durch starke Mietherverbände im Verein mit ausgedehnten

Wohnungsgenossenschaften eingeschränkt. Denken wir uns endlich die Armee so stark mit sozialistischen Elementen durchsetzt, dass ihre Verwendung gegen den „innern Feind“ praktisch aussichtslos wäre. Dann könnte es wohl geschehen, dass wir für das trügerische Traumbild einer automatisch aus der Eigenbewegung des Kapitalismus hervorgehenden Weltkrise reichen Ersatz fänden in einer von der Arbeiterklasse aus eigener Kraft herbeigeführten Krise. Eine solche Krise aber trüge einen Namen, der zwar in der Vergangenheit oft genug von Phrasenrevolutionären eitel ausgekrant wurde, der aber in der Zukunft noch einmal das Lösungswort eines siegreichen Entscheidungskampfes werden könnte: Generalstreik.

## Kautskys Werk über die Agrarfrage.

Von  
Alfred Nossig.  
(Paris.)

Die Agrarfrage steht heute als Gegenstand theoretischer Betrachtung und als Ausgangspunkt praktischer Propaganda mit im Vordergrund des sozialistischen Interesses. Aber sie nimmt diese bevorzugte Stellung bekanntlich nicht seit Langem ein. Der französische Sozialismus begann erst auf den Kongressen von Marseille (1892) und Nantes (1894), der deutsche auf jenen von Frankfurt (1894) und Breslau (1895) ernstlich mit der Agrarfrage sich zu befassen.

Dass die grundlegenden Theoretiker des Sozialismus in erster Linie mit der industriellen Entwicklung sich beschäftigt, erscheint vollkommen natürlich. War doch die kapitalistische Industrie in ihrem mächtigen Aufschwunge die auffallendste, dominirende Erscheinung im modernen Wirthschaftsleben, die klassische Trägerin aller charakteristischen Merkmale des neuen Regimes in seiner ausgeprägtsten Gestalt. Die Analyse der kapitalistischen Industrie, die Organisation des industriellen Proletariats bildete die eigentliche Lebensarbeit von Karl Marx.

Absolut unrichtig aber ist der von gegnerischer Seite manchmal erhobene Vorwurf, dass dieser grosse volkswirtschaftliche Denker die Bedeutung der Agrarfrage nicht gehörig erfasst oder gar vollständig übersehen hätte. Es ist bezeugt, dass er die grosse Tragweite der landwirtschaftlichen Produktion und des mit ihr zusammenhängenden Fragenkomplexes besonders in dem letzten Abschnitte seiner wissenschaftlichen Thätigkeit voll erkannt, nur dass sein Leben zur befriedigenden Lösung dieser zweiten theoretischen Aufgabe nicht mehr ausreicht.

Wenn auch eine kritische Untersuchung der Agrikultur in ihren geschichtlichen Phasen, wie Marx bemerkt, jenseits der Grenzen seines Hauptwerkes lag, so ist es doch erwiesen, dass er die Absicht hatte, den kapitalistischen Produktionsprozess auf dem Gebiete der Agrikultur ebenso gründlich zu bearbeiten, wie auf dem der Industrie. In der Einleitung zum III. Bande des Kapital theilt Engels sogar mit, dass Marx in den siebziger Jahren neue agrarische Spezialstudien in russischer Sprache gemacht, da Russland bei der Behandlung der Agrarfrage dieselbe Rolle spielen sollte, wie England bei jener der industriellen Lohnarbeit.

Die volle Ausführung dieses Plans blieb ihm versagt. Was bietet der gewaltige Torso, der den Namen Kapital führt, auf dem Gebiete der Agrarfrage? Im Wesentlichen eine Untersuchung der Grundrente und der mit ihr

zusammenhängenden Fragen; eine Untersuchung, die insofern unvollständig ist, als sie — wie schon Parvus richtig hervorgehoben — infolge der Vernachlässigung der Konkurrenzlehre die Theorie der Ackerbaukrisen nicht in befriedigender Weise ausbaut.<sup>1)</sup>

Jedoch selbst, wenn sie in sich abgeschlossen wäre, könnte diese Untersuchung nicht als genügend erachtet werden, weil sie nur eine reine, abstrakte Theorie giebt und so gewissermaassen in der Luft hängt. Hätte Marx seine Agrartheorie in gründlicherer Weise mit den Thatsachen zu vergleichen vermocht, so hätte er ihr vielleicht den Charakter der starren Formel, der ihr eigen ist, benommen, und hiermit der Wissenschaft ebenso wie dem Sozialismus einen grossen Dienst geleistet.

Allerdings muss bemerkt werden, dass die Mehrzahl der faktischen Erhebungen und der theoretischen Untersuchungen, welche zur Klärung der modernen Agrarfrage hauptsächlich beitrugen, erst nach dem Tode von Marx veröffentlicht wurden, ja, dass eine Reihe von Erscheinungen, welche der von ihm hinterlassenen Theorie widersprechen, erst in der Nach-Marxschen Epoche hervortrat. Jedenfalls — das müssen auch die orthodoxesten Marxisten zugeben — hat weder der kurze Abschnitt über die Wirkungen der Grossindustrie auf die Agrikultur im I. Band, noch die glänzende Grundrententheorie im III. Band des Kapital die Verlegenheit der Sozialdemokratie der Agrarfrage gegenüber gelöst.

Und diese Verlegenheit war eine grosse, als man bemerkte, dass der Bauer — trotz des kategorischen Todesurtheils, den die Marxsche Formel über ihn ausgesprochen — noch immer „von Irland bis Sizilien, von Andalusien bis Russland und Bulgarien ein sehr wesentlicher Faktor der Bevölkerung, der Produktion und der politischen Macht“ sei<sup>2)</sup>, als man vor die gebieterische Nothwendigkeit gestellt wurde, sich auf den Kongressen mit der Agrarfrage zu beschäftigen, um dem Landvolk „etwas zu bieten“, da entwarf man wohl — wie Kautsky in seinem neuen Buche treffend bemerkt — allerhand sozialdemokratische Agrarprogramme, konnte sich aber über die Grundsätze einer sozialdemokratischen Agrarpolitik nicht einigen.

Der Grund dieser Uneinigkeit lag darin, dass „in der deutschen wie in der internationalen Sozialdemokratie die Anschauungen über die Tendenzen der modernen landwirthschaftlichen Entwicklung weit auseinandergehen, so dass eine unbestrittene Grundlage für eine entschiedene Agrarpolitik der Sozialdemokratie noch nicht gewonnen ist.“

Auch die Diskussion auf dem Breslauer Parteitag brachte hierin keine Abhilfe. Trotz der vorangehenden litterarischen Auseinandersetzung über die Konkurrenzfähigkeit des Kleingrundbesitzes u. s. w., die sich schlangenartig durch die Spalten der Neuen Zeit und des englischen Clarion zog, brachten die mündlichen Debatten Niemanden von seiner vorgefassten Meinung ab. Und so bestand das greifbarste Resultat dieser Diskussion vielleicht in der Erkenntniss, die einer der Redner formulirte, dass „der Parteitag nicht der Ort sei, die Frage zu erörtern, ob der Grossbetrieb dem Kleinbetrieb überlegen sei.“

<sup>1)</sup> Parvus: Der Weltmarkt und die Agrarkrisis. Die Neue Zeit, 1895–96, Bd. I, pag. 519 und 625

<sup>2)</sup> Friedrich Engels: Die Bauernfrage in Frankreich und Deutschland. Die Neue Zeit, 1894–95, Bd. I, pag. 292.

Nun erst, nachdem wir uns die negativen Ergebnisse der bisherigen theoretischen Bemühungen der Sozialdemokratie auf dem Gebiete der Agrarfrage und zugleich das dringende Bedürfniss der theoretischen Bewältigung derselben vergegenwärtigt, können wir die Bedeutung des Kautskyschen Werkes über die Agrarfrage<sup>3)</sup> voll würdigen.

Kautsky, der heute in der vordersten Reihe der Theoretiker des Sozialismus steht, fühlte sich berufen, die grosse Lücke, welche in der sozialistischen Doktrin bisher bestand, zu füllen; sein Buch bedeutet den Versuch, die theoretische Aufgabe, welcher Marx nicht mehr gerecht zu werden vermochte, auf Grund des neusten Materials zu lösen. Aber Kautskys Agrarfrage giebt mehr als die von Marx in Aussicht genommene Untersuchung der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise in der Landwirtschaft: sie enthält zugleich den Entwurf einer sozialdemokratischen Agrarpolitik, die sich auf die von Kautsky angenommenen Entwicklungstendenzen stützt.

Wie immer man sich zu den meritorischen Ergebnissen des Kautskyschen Werkes stellen mag: Jeder, der es aufmerksam gelesen, wird zugeben, dass hier eine achtunggebietende Leistung vorliegt. Es ist eine wahrhaft erquickende Erscheinung, dieses Buch, das aus der Sphäre der öden Bierbank-Diskussion endlich in die der fruchtbaren, wissenschaftlichen hinüberführt; und man wird das Verdienst des deutschen Sozialdemokraten, der erstlich an dem Ausbau der Theorie arbeitet, umso höher schätzen, wenn man seine Thätigkeit z. B. mit jener des französischen sozialdemokratischen leader vergleicht.

Aus jeder Seite der Agrarfrage spricht ein Mann zu uns, der viel über volkswirtschaftliche Dinge gedacht; ein Mann, der, im Gegensatz zu den geschätzten ökonomischen „Fachmännern“ der Universitäten, den Namen eines ökonomischen Denkers verdient. Kautskys Buch ist eine der gediegensten Leistungen der freien Wissenschaft, die in den letzten Jahren zu verzeichnen waren; und wer mit der ungewöhnlichen Komplizirtheit dieses Gebietes der Volkswirtschaft vertraut ist, wird es gerne anerkennen, dass Kautsky die Agrarfrage in ihren mannigfachen Zusammenhängen mit der Industrie in höherem Grade bewältigt hat, als viele zünftige Agrarpolitiker.

Besonders erfreulich wirkt auch die klare, lichtvolle Darstellung, die übersichtliche und logische Vertheilung des Materials; als wissenschaftliches Kunstwerk steht das knappe Buch himmelhoch über den vielbändigen professoralen Erzeugnissen. Und noch Eins sei speziell hervorgehoben: der maassvolle und sachliche Ton, welchen Kautsky in der Polemik festhält. Es ist gut, dass der traditionelle Fehler der sozialdemokratischen Wissenschaft, die allzu beissende, allzu geistreichelnde, allzu persönliche Polemik, welche ernste Werke auf den Boden pamphletartiger Propaganda herabzog, hier so sehr gemildert ist. Denn in diesem Werke, das anscheinend ein Spezialwerk ist, wird um grosse, weitragende Dinge gekämpft. An die Frage des Entwicklungsgesetzes der Landwirtschaft und der ihm entsprechenden Gestaltung der Agrarverhältnisse knüpft sich die Frage nach dem Umfange der Vergesellschaftung der Produktionsmittel, also die Frage des ganzen Aufbaues der künftigen Gesellschaft. Für die Sozialpolitiker wahrhaft fortschrittlicher Art, welcher Färbung sie auch immer ange-

<sup>3)</sup> Karl Kautsky: Die Agrarfrage. Eine Uebersicht über die Tendenzen moderner Landwirtschaft und die Agrarpolitik der Sozialdemokratie. Stuttgart 1899; Verlag von J. H. W. Dietz Nachf.



hören, soll es eine Ehrensache sein, diesen grossen Kampf ritterlich, ehrlich, echt wissenschaftlich auszufechten.

Von undiskutirbarem, dauerndem Werthe für die Wissenschaft scheint mir besonders der erste Theil des Kautskyschen Buches zu sein, die Entwicklungsgeschichte der Landwirthschaft in der kapitalistischen Gesellschaft. Denn wenn man auch — wie wir im Folgenden sehen werden — dieser Darstellung die Vernachlässigung mancher Gesichtspunkte zum Vorwurf machen kann — jene Einflüsse und Prozesse, auf welche Kautsky sein Augenmerk gerichtet, hat er in mustergiltiger Weise untersucht, und diese Untersuchung bleibt eine Quelle der Belehrung auch für theoretische Gegner Kautskys.

Für ihn bildet die Industrie den eigentlichen treibenden Entwicklungsfaktor der Landwirthschaft, und seine unbestrittene Meisterschaft beruht in der Verfolgung der überaus komplizirten Zusammenhänge zwischen der industriellen und landwirthschaftlichen Produktion. Wie die Industrie die ursprüngliche, vom Markte völlig unabhängige Naturalwirthschaft des Bauern zunächst durch Auflösung des bäuerlichen Handwerks untergräbt und ihn zu ausschliesslicher Befassung mit der Landwirthschaft, demnach zur landwirthschaftlichen Waarenproduktion drängt; wie die Landwirthschaft, stimulirt durch die Nachfrage der Industrie und unterstützt durch den Aufschwung der Naturwissenschaften, der Technik und der Agronomie, ihre Produktion in enormer Weise zu steigern beginnt; wie sie diese Steigerung auf kapitalistischer Grundlage, sei es durch Vermittelung kapitalistischer Pächter, sei es durch Inanspruchnahme des Hypothekarkredits vollzieht; wie hierbei zunächst der landwirthschaftliche Grossbetrieb den Kleinbetrieb zurückdrängt, hierauf aber theils unter dem Einflusse der überseeischen Konkurrenz, welche die grossen Waarenproduzenten am stärksten trifft, theils unter dem der Industrie, welche das Land entvölkert und Arbeitermangel schafft, der Kleinbetrieb eine erneute Geltung erlangt; wie schliesslich die Landwirthschaft, um in der internationalen Konkurrenz zu bestehen, die Industrie aufs Land hinauszieht und bei der industriellen Verarbeitung ihrer Produkte wiederum zum Grossbetrieb als zur vortheilhaftesten Produktionsform gedrängt wird — das Alles beleuchtet Kautsky besser als die meisten Autoren, die sich vor ihm auf diesem Gebiete versucht. Und indem er diesen Entwicklungsgang verfolgt, eröffnet er zahlreiche volkswirthschaftliche und sozialetische Perspektiven, streut er mit voller Hand bemerkenswerthe Gedanken aus, auf die ich hier gerne des Näheren eingehen würde, wenn die Beschränktheit des Raumes mich nicht zwänge, sofort zur kritischen Prüfung der Hauptgesichtspunkte Kautskys überzugehen.

Kautsky vertritt den Standpunkt, dass die Marxsche Doktrin heute noch keiner Revision bedürfe; er sieht „nirgends neue Wahrheiten auftauchen, die bestimmt wären, den Marxismus zu überwinden“. Demnach soll denn auch sein vorliegendes Werk nur eine konsequente Anwendung der Marxschen Prinzipien auf die Agrarfrage sein. Ob sich sein Standpunkt thatsächlich mit dem Marxschen deckt, wollen wir noch untersuchen; jedenfalls legt Kautsky das Bestreben an den Tag, die Sphären des orthodoxen Marxismus nicht zu überschreiten. Es ist ja dies einerseits eine sympathische und erfreuliche Erscheinung, dass ein grundlegender Theoretiker von seinen nachgeborenen Anhängern nicht sofort mit kecker Besserwisserei zum alten Eisen gelegt wird, dass Kautsky den Kampf um die Erhaltung des Marxschen Dogma gewissermaassen bis zum letzten Blutstropfen führt. Aber was sagt Kautsky selbst in

der Besprechung der neuesten Bernsteinschen Schrift? „Die Resultate, die Marx und Engels gefunden, sind nicht das letzte Wort der Wissenschaft. Die Gesellschaft ist im Fluss beständiger Entwicklung und nicht nur neue Thatschen tauchen auf, sondern auch neue Methoden der Beobachtung und Forschung.“<sup>4)</sup>

Nun, wenn es irgend ein Gebiet der Volkswirtschaft giebt, auf welches diese Worte passen, so ist es das der Landwirtschaft. Kautsky bleibt aber in seiner Agrarfrage so weit Marxist, dass er sogar die dialektische Methode à tout prix auf die Agrarverhältnisse anwenden will. Wer nicht im Banne der Marx'schen Gedankensphäre lebt, wer in der modernen, wissenschaftlichen Philosophie und in den Naturwissenschaften wurzelt, der wird das Galvanisiren des Hegelianismus geradezu unbegreiflich finden. Ich bin vollkommen der Ansicht Bernsteins, wenn er sagt: „Was Marx und Engels Grosses geleistet haben, haben sie nicht vermöge der Hegelschen Dialektik, sondern trotz ihrer geleistet.“<sup>5)</sup> Und ich füge hinzu: Wenn ohne dialektische Formel sie nicht immer irre geführt, so ist es darum, weil das Schema: Position, Gegenposition und Verbindung in der höhern Einheit zum Theil mit dem induktiv gefundenen allgemeinen Evolutionsgesetze übereinstimmt, das so formulirt werden kann: die unbestimmte unzusammenhängende Homogenität differenzirt sich, die heterogenen Theile aber verbinden sich und bilden ein in bestimmter Weise zusammenhängendes Ganzes.

Nach Kautsky ist die Dialektik nur das Mittel, das Forscher methodisch zu gestalten, den Blick des Forschenden zu schärfen.<sup>6)</sup> Es fragt sich, worin denn die Gefährlichkeit dieser Methode liege, wenn sie die empirische Forschung nicht überflüssig macht. Sie liegt darin, dass trotz des ernstlichsten Willens, das Thatsachenmaterial unbefangen zu studiren, die aprioristische Formel im Gehirne des Forschenden, in seinem Unterbewusstsein, wenn man will, ihr verhängnissvolles Spiel treibt, dass sie eine übermächtige Suggestion auf ihn ausübt; sie liegt darin, dass das Instrument zum Herrn wird.

Wie verhängnissvoll die hinter der Methode sich versteckende Formel werden kann, beweist Kautskys Agraruntersuchung in eklatantester Weise. Die Nothwendigkeit, Landwirtschaft und Industrie schliesslich zu der dialektischen „höhern Einheit“ zusammenzuschweissen, den dialektischen Prozess an seinem Ende wieder zu seinem Ausgangspunkt zurückkehren zu lassen — das Experiment gelingt auf Seite 294 —, hat Kautsky zu einem Postulate geführt, das sein ganzes Werk, ich möchte sagen, durchseucht: zu dem Postulate der Einheitlichkeit der Entwicklungsrichtung aller Theile des gesellschaftlichen Organismus, insbesondere aber der Industrie und der Landwirtschaft.<sup>7)</sup> Würde z. B. die Entwicklung der Landwirtschaft zum Individualismus, die der Industrie zum Kollektivismus führen, so sieht Kautsky einen permanenten Bürgerkrieg voraus. Und er unterstützt die Forderung der einheitlichen Entwicklung, indem er auf die Analogie der Gesellschaft mit anderen Organismen hinweist.

Man fragt sich: wo hat denn Kautsky diese — Physiologie des Unbewussten her? Die Analogie spricht gegen seine These. Jedermann weiss, dass z. B. im thierischen Organismus die Entwicklung der Stützorgane einem ganz andern Ziel zustrebt, als die der Bewegungsorgane. Anfangs individualistisch, wie die

<sup>4)</sup> Die Neue Zeit, 1898—99, Bd. II., No. 28, pag. 37.

<sup>5)</sup> Ed. Bernstein: Die Voraussetzungen des Sozialismus, pag. 36.

<sup>6)</sup> Agrarfrage, pag. VIII.

<sup>7)</sup> Vergl. pag. 295 und 406.

Muskeln, verwachsen die Knochen im Laufe ihrer Entwicklung zu immer festeren, immer grösseren Komplexen: die Knochenschäfte in den Gliedmassen vereinigen sich fester mit den Gelenkköpfen und durch die Gelenke untereinander; die Knochen des Schädels und des Beckens wachsen manchmal bis zur Verwischung der Nähte zusammen. Es ist der eigenthümliche Vorzug der Knochen, eine feste, zentralisirte Organisation zu bilden: das Skelett. Die Muskulatur entwickelt sich in der entgegengesetzten Richtung: höchste Individualisirung, Separation und Beweglichkeit ist ihr Ziel. Ebenso: vollständige Zentralisation — also Grossbetrieb — beim Gefäss- und -Nervensystem, Individualisation und Separation — Kleinbetrieb — bei den Gebilden der Hornsubstanz. Und doch kein Bürgerkrieg zwischen den Organen!

Nein, es ist nicht die physiologische Analogie, es ist die uneingestandene dialektische Formel, welche Kautsky zum Postulat der Einheitlichkeit drängt. Und dieselbe Formel, die ihn daran hindert, alle Entwickelungseventualitäten unbefangen ins Auge zu fassen, lässt ihn auch eine Reihe von wichtigen Entwickelungsfaktoren interner Untersuchung vernachlässigen.

So verdienstvoll es auch ist, den befürchtenden und revolutionirenden Einfluss der Industrie auf die Landwirtschaft in der Weise zu schildern, wie Kautsky es thut: seine Darstellung giebt doch nicht das volle Bild der tatsächlichen Entwicklung. In traditioneller einseitiger Betonung der ökonomischen Einflüsse und Ueberschätzung der Industrie unterlässt es Kautsky, sich mit den rechtlich-politischen Faktoren gründlicher zu befassen. Dass die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Agronomie sowie der Technik und der Verkehrsmittel auf den Aufschwung der Landwirtschaft bedeutend mitewirkt, kann Kautsky nicht leugnen. Fügen wir aber noch den enormen Einfluss der Verkehrsfreiheit und des Privateigenthums an Grund und Boden hinzu, so sehen wir die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit einer mächtigen Entwicklung der landwirthschaftlichen Produktion in diesem Jahrhundert gegeben, auch wenn wir uns den Einfluss der Industrie vollständig hinwegdenken.

Eine unbefangene und gründliche Untersuchung des historischen Einflusses und der möglichen Tragweite des rechtlich-politischen Systems erscheint aber immer unerlässlicher, besonders seitdem die Wirkungen der Intervention greifbar zu Tage zu treten beginnen. Kautsky muss es an einer Stelle seines Buches selbst zugeben, dass bei der Wirksamkeit, welche die staatliche und genossenschaftliche Intervention heute zu Gunsten der Erhaltung des Kleinbetriebs entwickelt, an eine Aufsaugung des letztern nicht zu denken sei, obgleich die Industrie die Landwirtschaft zum Grossbetrieb dränge. Umsomehr vermissen wir in seinem Werke eine eingehende Würdigung des Einflusses des freien Systems und der Interventionsmaassregeln auf dem Gebiete der Agrarverhältnisse, der Macht, welche die Gesellschaft durch ihre Verfassung über die wirtschaftlichen Verhältnisse gewinnt.

Dass auch Kautsky in der Praxis von dieser Macht Gebrauch machen möchte, obwohl er sie in der theoretischen Betrachtung zurücktreten lässt, beweist sein Bestreben, die Grundlagen für eine Agrarpolitik der Sozialdemokratie zu sichern. Wir kommen zum Hauptgegenstande des Kautskyschen Buches, der Frage, die sich wie ein rother Faden durch den ganzen Lauf seiner Untersuchung zieht: welches ist das Verhältniss des Kleinbetriebs zum Grossbetrieb in der Landwirtschaft?

Sich über diesen Gegenstand im Rahmen eines Artikels mit Kautsky gründlich auseinanderzusetzen, ist unmöglich. Es muss dies einer andern Gelegenheit vorbehalten werden. Hier sei nur Kautskys Standpunkt charakterisirt, das Ergebniss zu dem er gelangt, im Allgemeinen gewürdigt. Eine vollständige, endgiltige Lösung der Frage bringt das Kautskysche Buch nicht, wenigstens für mich nicht; aber es enthält eine grosse Fülle von Material, welche zur Beurtheilung derselben von grössten Werthe ist. Denn wenn auch Kautsky der Ansicht ist, dass der Grossbetrieb diejenige Produktionsweise ist, bei welcher die Landwirthschaft sich am Höchsten entwickeln kann, und die daher schliesslich in den Hauptzweigen derselben siegen muss, so ist er doch objektiv genug, auch die eigentlichen Vorzüge des Kleinbetriebs und die unvermeidlichen Nachteile des Grossbetriebs anzuführen. Er übersieht es nicht, dass der Grossbetrieb in erster Linie nur auf dem Gebiete der Getreideproduktion seine Ueberlegenheit zeigt, und dass er von der ausländischen Konkurrenz und dem Arbeitermangel viel härter betroffen wird, als der Kleinbetrieb; er verkennt auch nicht die Tragweite der Kooperation, welche dem Kleinbetrieb viele, wenn auch nicht alle Vortheile des Grossbetriebs zugänglich macht. Ja, er weist es selbst überzeugend nach, dass der Grossbetrieb und die Grossindustrie in der Landwirthschaft die Kleinbetriebe nicht nur nicht zerstören, sondern von einem gewissen Entwicklungspunkte an zu ihrer Festigung beitragen.<sup>8)</sup>

Und hier ist die Bemerkung zu machen, dass Kautsky einer Selbsttäuschung unterliegt, wenn er auf dem Standpunkte des Marxschen Dogmas zu stehen glaubt. Jene Gegentendenzen, welche eine neue Blüthe des Kleingrundbesitzes herbeiführen, waren Marx noch nicht bekannt. Für Marx war das kleine, freie Grundeigenthum nur ein nothwendiger Durchgangspunkt für die Entwicklung der Agrikultur, eine Wirtschaftsform, welche dank der Vernichtung der Hausindustrie durch die Grossindustrie und dank der Konkurrenz der, sei es als Plantagenwirthschaft, sei es kapitalistisch betriebene Grosskultur, unrettbar zu Grunde gehen muss.<sup>9)</sup>

Viele werden auch nach der Lektüre des Kautskyschen Werkes der Ueberzeugung bleiben, dass der Kleinbetrieb bei den grossen Vorzügen, die Kautsky selbst ihm einräumt, auch in der Zukunft neben dem Grossbetriebe eine viel grössere und dauerndere Rolle spielen wird als Marx annahm. Wenn Kautsky eine schliessliche Ueberwindung der den Kleinbetrieb fördernden Gegentendenzen als ganz unzweifelhaft hinstellt, so ist für ihn hierbei nur jenes Gesetz der einheitlichen Entwicklung maassgebend, das für Andere eben nicht gilt. Gegenständlich liess sich aus dem, was er selbst anführt, sehr gut die entgegengesetzte These ableiten.

Aber Kautsky ist nun einmal der festen Ueberzeugung, dass die Landwirthschaft sich nicht anders entwickeln könne, als die Industrie. Man sollte also erwarten, dass seine Agrarpolitik mit der Forderung beginnen werde, die landwirthschaftlichen Produktionsmittel ebenso zu vergesellschaftlichen, wie die industriellen.

Aber nein: hier kommt die grosse Ueberraschung. Die Agrarpolitik wird nicht zur vollen Konsequenz der Agrartheorie, sondern zur vollen Inkonsequenz.

<sup>8)</sup> Agrarfrage, pag. 160 und 187.

<sup>9)</sup> Das Kapital. Bd. III, pag. 341.

Nur jener Theil des Grundbesitzes, der schon im Grossbetrieb bewirthschaftet wird, soll verstaatlicht werden; aber gerade vor dem Kleingrundbesitz, der nach Kautskys Ueberzeugung dem Grossbetrieb zugeführt werden soll, macht der sozialistische Staat Halt. Kautsky wagt also nicht einmal so viel, als die bürgerlichen Bodenreformer, welche den Boden verstaatlichen und den Kleingrundbesitzern nur die Nutzniessung ihrer Güter belassen wollen.

Ja, er geht so weit auf dem Wege der Kompromisse, dass er selbst jenen Kleingrundbesitzern, die sich freiwillig zum kollektiven Betriebe entschlossen hatten, die Erhaltung ihres Familienhaushaltes und ihres Hauses sichert. Hierin sehen wir eine zweite Inkonsequenz, denn unter den Vorzügen des Grossbetriebes führt Kautsky an erster Stelle die Arbeits- und Materialersparung an, welche durch Verwandlung zahlreicher kleiner Haushalte in einen grossen erreicht wird.<sup>10)</sup>

Sind die Hauptpunkte der Kautskyschen Agrarpolitik blosse Bauernfängerei, was natürlich ausgeschlossen ist, dann verfehlen sie ihren Zweck, denn nach seinen theoretischen Ausführungen erscheinen sie wenig glaubhaft. Sind sie ganz ehrlich gemeint, dann bilden sie eben eine logische Inkonsequenz.

Das agrarische Uebergangsprogramm Kautskys, welches im Rahmen des heutigen Staates zu befolgen wäre, enthält wenig Neues und Originelles; andererseits umfasst es einen so umfangreichen Fragenkomplex, dass ihm ein besonderer Aufsatz gewidmet werden müsste.

Mir war es an dieser Stelle nur um die leitenden Gesichtspunkte Kautskys zu thun. Sein Buch hatte den Zweck, die Sozialdemokratie von der theoretischen Verlegenheit der Agrarfrage gegenüber zu befreien. Es giebt sich als Ausbau, nicht als Revision der Marxschen Doktrin. Aber das Thatachenmaterial, das es selbst in höchst dankenswerther Weise liefert, einerseits, die Widersprüche und Willkürlichkeiten, in die er verfällt, andererseits weisen darauf hin, dass eine Revision der Marxschen Lehre da ganz unerlässlich ist. Erst wenn diese vollzogen ist, wird für die volle kritische Würdigung des Kautskyschen Werkes der Boden gewonnen sein. Das ist freilich nicht die Aufgabe eines Aufsatzes, sondern die eines Buches.

## Die Bedeutung der Konsumgenossenschaft für die wirthschaftliche Entwicklung.

Von

Gertrud David.

(Mainz.)

Die Konsumgenossenschaften sind Emanationen des sozialistisch-demokratischen Prinzips; aber haben sie als solche eine mehr als eine sporadische Bedeutung, dürfen wir sie als die Keimzellen ansehen, aus denen heraus in organischem Wachstum die Wirthschaftsform der zukünftigen Gesellschaft sich entwickeln wird? Vor dieser Frage sahen wir uns am Schlusse unserer neulichen Untersuchung über das Wesen dieser Organisationen gestellt. Vorerst muss das Eine betont werden, dass, auch wenn diese Frage verneint werden müsste, die schwerwiegenden materiellen und moralischen Vortheile, die die Konsumvereine bereits in der Gegenwart ihren Mitgliedern bieten, genügen würden, um

<sup>10)</sup> Agrarfrage, pag. 93.

ein Eintreten der Sozialdemokratie, die nicht bloß eine Zukunfts-, sondern auch eine Gegenwartspartei sein will, für diese Organisationen zu rechtfertigen. Auf eine Darlegung dieser Vortheile darf ich angesichts der ausführlichen Litteratur über diesen Gegenstand verzichten.

Aber es scheint mir in der That auch kein Grund vorzuliegen, der uns Sozialdemokraten verbieten könnte, der Konsumgenossenschaftsbewegung eine prinzipielle Bedeutung für die Umgestaltung der gegenwärtigen Produktionsverhältnisse beizumessen, von ihr die Vergesellschaftung, wenn nicht aller, so doch eines grossen, entscheidenden Theiles der kapitalistischen Produktionsmittel zu erwarten.

Die Eroberung der politischen Macht durch das klassenbewusste Proletariat und die gewaltsame Expropriation der Kapitalisten konnte und musste so lange als der einzige Weg der Befreiung aus dem kapitalistischen Joche erscheinen, als man an der absoluten ökonomischen Ohnmacht des Arbeiters innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft festhielt. Aber dieses Dogma ist von uns praktisch längst in die Rumpelkammer, — nicht einmal in den Silberschrank — gestellt worden, wenn es auch in der Theorie und — in der Zeitungs- und Versammlungssphäre noch herumspukt. Schon die Erfolge der gewerkschaftlichen Thätigkeit, die Conrad Schmidt so treffend als eine Umwandlung des Kapitalverhältnisses von innen heraus, als eine „Aushöhlung des Kapitalbegriffes“ charakterisirt, haben bewiesen, dass der Kapitalismus auch in ökonomischer Beziehung keineswegs einer uneinnehmbaren Festung gleicht, sondern dass er auch hier dem gemeinsamen Ansturm der Besitzlosen zahlreiche Angriffspunkte bietet. Am schwächsten aber ist seine Widerstandskraft da, wo die Konsumvereine einsetzen, die thatsächlich eine Aufhebung des Kapitalverhältnisses, also des Kapitalismus innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft selbst darstellen, indem sie kühn mitten in diese hinein ein Stück Sozialismus setzen.

Und dieses Stück ist schon heute nicht mehr klein. Im Jahre 1897 gab es in Grossbritannien 1483 Konsumvereine, die 1 468 955 Mitglieder umfassten und mit einem Kapital von 408 Millionen Mark einen Umsatz von 1133 Millionen Mark und einen Reingewinn von 128 Millionen Mark erzielten. Der Werth der von diesen Genossenschaften in eigenen Werkstätten hergestellten Erzeugnisse betrug im gleichen Jahre 122 Millionen Mark (wovon auf die beiden Grosshandelsgenossenschaften allein 50 Millionen entfielen). Dazu die Produktion derjenigen Müllerei-, Bäckerei- und industriellen Produktivgenossenschaften, die durch Konsumvereine finanziert, auch grösstentheils oder ausschliesslich für deren Bedarf arbeiten — niedrig geschätzt mit 30 Millionen Mark; macht zusammen eine Eigenproduktion von über 150 Millionen Mark Werth.

Demnach bezogen 1897 in England bereits 7 344 775 Personen (die Familie zu 5 Köpfen gerechnet), also etwa  $\frac{1}{6}$  der Gesamtbevölkerung, den grössten Theil ihrer Bedarfsartikel, nämlich pro Familie durchschnittlich für 547 Mark <sup>1)</sup> durch Konsumgenossenschaften. Und fast der fünfte Theil dieser Artikel war im Selbstbetrieb, also sozialistisch produziert worden.

Noch mehr aber als die absolute Höhe dieser Zahlen sagt uns ihre Bewegung. Seit dem Jahre 1887, also in einem Zeitraume von 10 Jahren, hat sich die Zahl der Konsumgenossenschaften um 18%, die der Mitglieder um 75% vermehrt, das Kapital ist um 91%, der Umsatz um 96%, und der Reingewinn um 119% gestiegen. Die Eigen-

<sup>1)</sup> Bei dieser Berechnung musste die Summe der von den Grosshandelsgenossenschaften an die Konsumvereine abgesetzten Waaren, die sonst doppelt figurirt hätte, in Abzug gebracht werden.

produktion der Konsumvereine hat sich, wie Ed. Bernstein in seinem neuesten Buche<sup>2)</sup>, in dem er auch der Bedeutung des Genossenschaftswesens volle Anerkennung widerfahren lässt, allein in den letzten 3 Jahren mehr als verdoppelt. Diese gewaltige Zunahme, die auch verglichen mit früheren Zeiträumen noch nirgends ein Verlangsamten der Bewegung erkennen lässt, zeigt, dass wir hier erst am Anfange einer Entwicklung stehen, deren Tragweite sich noch gar nicht übersehen lässt.

Wird sie zu einer vollständigen Umwälzung der kapitalistischen Produktionsweise führen, wie eifrige Genossenschafter es träumen? — Bei nüchterner Betrachtung muss man diese Frage verneinen.

Im letzten Kapitel ihres Buches über die britische Genossenschaftsbewegung hat Beatrice Webb versucht, die Grenzen zu skizziren, die der konsumgenossenschaftlichen Produktion und Vertheilung anscheinend gesetzt sind. Die meisten dieser Grenzen sind nun zwar, wie die Schriftstellerin grösstentheils auch selbst zugiebt, sehr dehnbar. So wird z. B. das der genossenschaftlichen Vertheilung in der allzu grossen Armuth und den Lebensgewohnheiten gewisser Klassen entgegenstehende Hinderniss durch die Errungenschaften des gewerkschaftlichen und politischen Klassenkampfes immer mehr zum Schwinden gebracht, während die Grenzen, die der genossenschaftlichen Produktion durch die „produktive Einheit“ und den nationalen Ex- und Import gezogen sind, mit der Ausdehnung und internationalen Ausbreitung des Genossenschaftswesens selbst beständig weiter hinausgeschoben werden.

Trotzdem muss zunächst das Eine wohl als zweifellos anerkannt werden, dass für eine ganze Reihe — besonders grosskapitalistischer — Produktionszweige (ich nenne nur das Berg- und Hüttenwesen, den Schiffsbau, die Grossgeschützfabrikation), sowie für die Gebiete der ärztlichen und juristischen Hilfeleistung u. A. eine direkte Vergesellschaftung durch den Staat oder die Gemeinde das bei Weitem Näherliegende und Rationellere sein würde. Gerade über diese, dem Wachstum der Genossenschaften gesetzten äussersten Grenzen brauchen wir uns aber heute noch keine Kopfschmerzen zu machen, denn wir dürfen uns wohl darauf verlassen, dass, bis wir einmal bei ihnen angelangt sein werden, die Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat so weit fortgeschritten sein wird, dass einer Uebernahme der hier in Betracht kommenden Arbeitszweige durch den Staat oder die Gemeinde und ihrer Verwaltung nach sozialistischen Prinzipien nichts mehr im Wege stehen würde. Dieselben heute schon genau bestimmen zu wollen, wäre überdies ein ganz aussichtsloses und utopistisches Beginnen, denn wir müssten da mit Faktoren rechnen, die uns erst die Zukunft geben kann. Wo diese Grenzlinie zwischen Staat, Gemeinde und Genossenschaft einmal fallen wird, das wird ganz von den jeweiligen wirthschaftlichen und politischen Machtverhältnissen abhängen, das kann daher auch in den verschiedenen Ländern sehr verschiedenartig sein.<sup>3)</sup>

Ebenso unmöglich wäre es, heute schon vorauszusagen, ob und wie weit diese Genossenschaften später einmal in dem übrigen Staatsganzen aufgehen, d. h. selbst verstaatlicht werden, oder eine grössere oder geringere wirthschaftliche Selbständigkeit behalten werden. Nur soviel können wir jetzt schon erkennen, dass bei der ungeheuren Vielgestaltigkeit der modernen Produktionsweise eine nur zentralistische Organisation der Gesellschaft, die den Staat zum alleinigen Eigner und direkten Leiter der

<sup>2)</sup> Ed. Bernstein: Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie. Stuttgart 1899; J. H. W. Dietz Nachf.

<sup>3)</sup> So lässt es sich z. B. denken, dass die Wohnungsfrage ebensowohl durch den Staat resp. die Gemeinde, als auch durch die Genossenschaft gelöst werde. In beiden Richtungen sind schon, speziell in England, sehr interessante und auch erfolgreiche Versuche gemacht worden. (Vgl. Kommentar zum Hamburger Genossenschaftsstatf.)

ganzen Produktion machen wollte, auf schier unüberwindbare Schwierigkeiten stossen würde. Die Nothwendigkeit von Zwischenorganen (Genossenschaften, Gewerkschaften, Orts- und Provinzialvertretungen etc.), durch die auch zugleich das Gefühl der Verantwortlichkeit in dem Einzelnen besser rege gehalten und andererseits einer Terrorisirung seines Willens durch den millionenköpfigen Gesamtwillen vorgebeugt würde, ist von Bernstein in seinem Artikel über Raum und Zahl<sup>4)</sup> in eingehender und überzeugender Weise begründet worden.

Aber die Eigenart mancher Gewerbe, insbesondere die bislang nicht nachweisbare Ueberlegenheit des Grossbetriebes für dieselben, lässt es sogar zweifelhaft erscheinen, ob hier überhaupt eine Vergesellschaftung der Produktionsmittel — in welcher Form auch immer — einen wirtschaftlichen Fortschritt bedeuten würde, eine „ökonomische Nothwendigkeit“ wäre. Die Frage, ob wir mit derartigen Schranken des kollektivistischen Gedankens zu rechnen haben, hat ja den Untergrund so mancher Parteierörterungen der letzten Jahre gebildet.

Die Konsumgenossenschaft liefert uns zu ihrer Lösung einen Beitrag, der vor allen theoretischen Erörterungen den Vorzug des praktischen Experiments voraus hat. In ihrer Ausdehnungsfähigkeit haben wir heute schon ein werthvolles Kriterium für die Anwendbarkeit des sozialistisch-demokratischen Prinzips in der Produktion. Produktionszweige, die sich einer Erfassung durch die Konsumvereine widerspenstig erweisen, ohne dass dies in der mangelnden Grösse des Absatzgebietes oder sonstigen nicht im Wesen der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten begründet ist, werden mit grosser Wahrscheinlichkeit als solche zu gelten haben, für die die individuelle resp. individualistisch-genossenschaftliche<sup>5)</sup> Betriebsform überhaupt die wirtschaftlich und sozial höchste ist.

Besonders interessant und beachtenswerth sind daher die Erfahrungen der Konsumgenossenschaften auf dem wichtigsten Gebiete, für das bis jetzt von parteigenössischer Seite die Richtigkeit der sozialdemokratischen Entwicklungsprognose in Zweifel gezogen worden ist, dem der landwirthschaftlichen Produktion. Bis jetzt scheinen diese Erfahrungen — auch Ed. Bernstein weist in seinen Voraussetzungen darauf hin — allerdings wenig geeignet, diese Zweifel zu zerstreuen.

Für die Herstellung landwirthschaftlicher Erzeugnisse bildet bereits der kleinste Konsumverein eine produktive Einheit. Stellt doch schon eine Bauernfamilie eine solche dar. Trotzdem und trotz des hohen Prozentsatzes, den gerade die landwirthschaftlichen von den überhaupt an die Mitglieder abgesetzten Produkten ausmachen, sind bis jetzt Konsumgenossenschaften nur sehr selten zur Selbstbebauung von Land — eigenem oder gepachteten — geschritten. Das ist schon vielsagend. Und wo solche Versuche gemacht worden sind, da haben sie meist recht wenig ermutigende Resultate zu Tage gefördert. So hatten einer Notiz in der Neuen Zeit zufolge im Jahre 1896 von 36 Konsumgenossenschaften, die im Ganzen 3628 Acres = 146 789 Ar bewirtschafteten, 19 einen Gewinn von 59 860 Mark, 12 dagegen einen Verlust von 74 180 Mark zu verzeichnen.<sup>6)</sup> Die übrigen 5 hatten überhaupt keine Angaben gemacht. Und Bernstein theilt mit, dass die mit den besten Maschinen ausgestattete, einen Werth von einer Viertel-million repräsentirende Farm der schottischen Grosshandelsgenossenschaft 1894 nur  $\frac{6}{10}$  % Gewinn, 1895 aber sogar  $8\frac{1}{10}$  % Verlust machte.

<sup>4)</sup> Die Neue Zeit, 1896—97, Bd. II., Nr. 30 und 31.

<sup>5)</sup> B. Webb hat diesen Ausdruck für die Produktivgenossenschaften geprägt, wir können ihn auch, wie wir sogleich sehen werden, für die landwirthschaftlichen Produzentengenossenschaften anwenden.

<sup>6)</sup> Die Neue Zeit, 1897—98, Bd. I., pag. 91.



Auch die landwirtschaftliche Produktivgenossenschaft, bei der also eine gemeinsame Bebauung durch die gemeinsamen Besitzer oder Pächter des Bodens stattfindet, hat es noch nicht über ein paar sehr vereinzelt Erfolge gebracht. Es scheint, dass auch diese Betriebsform, in der sich möglicherweise einmal die Sozialisierung des Kunsthandwerks vollziehen wird, (für das ja Kautsky in der sozialistischen Gesellschaft eine neue Blüthe in Aussicht stellt), für die Landwirtschaft, oder doch für wichtige Zweige derselben, dem individuellen Interesse noch nicht genügend Rechnung trägt.

Dagegen sehen wir, wie andere Formen des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens, die theils dem gemeinsamen Einkauf von Rohmaterial, theils der gemeinsamen Verarbeitung und Vertreibung der Produkte, wie auch der Regelung der Produktion zur Erzielung besserer und gleichmässigerer Resultate dienen, und die wir unter dem Namen landwirtschaftliche Produzentengenossenschaften zusammenfassen können, die überraschendsten Fortschritte machen! Und hier, in einer Verbindung dieser Genossenschaften mit den städtischen Konsumvereinen zwecks direkten Absatzes der landwirtschaftlichen Produkte an die Konsumenten, scheint nun der Weg gegeben zu sein, auf dem eine Ausmerzung des kapitalistischen Zwischenhändlergewinnes unter gleichzeitiger Verbürgung der rationellsten Betriebsweise vorläufig wenigstens am vollkommensten zu erreichen ist.<sup>7)</sup> In welchem Umfange derartige Beziehungen bereits existiren, davon giebt uns einen Begriff der vom 24. September 1898 datirte Vierteljahresbericht der englischen Grosshandelsgenossenschaft, demzufolge die letzte während dieses Zeitraums von den dänischen landwirtschaftlichen Genossenschaften für 7 906 060 Mk. Produkte (Butter, Eier, Speck) bezogen hatte, was fast der Hälfte ihrer Gesamteinfuhr (18 602 860 Mk.) gleich kam. Der Jahreswerth dieser Umsätze würde also 31½ Millionen Mk. betragen. Auch mit den deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften sind bereits Handelsverbindungen angeknüpft worden, deren Umfang mir leider unbekannt ist.

An der Spitze dieser Entwicklung steht aber zweifellos die Schweiz, wo es die Beziehungen zwischen Konsumvereinen und landwirtschaftlichen Genossenschaften des gleichen Landes sind, die — so erzählt uns Hans Müller in seinem Buche über die dortige Konsumgenossenschaftsbewegung — eine Ueberbrückung des von uns so oft beklagten Gegensatzes zwischen bäuerlicher Bevölkerung und Industriearbeiterschaft mit grossem Erfolge angebahnt haben. Nicht wenig hat dazu übrigens auch der Umstand beigetragen, dass in den ländlichen Konsumvereinen häufig Bauern und Arbeiter zugleich Mitglieder sind und sich so menschlich näher treten. Diß kürzlich erfolgte Gründung eines schweizerischen Genossenschaftsbundes, der die dortigen Konsumvereine und die ostschweizerischen landwirtschaftlichen Genossenschaften umfasst, soll neben der Sicherstellung der gemeinsamen wirtschaftlichen und rechtlichen Interessen vor Allem der Anbahnung und Pflege derartiger geschäftlicher Beziehungen zwischen den beiden Organisationen dienen und so „die Einigung der städtischen mit der ländlichen Bevölkerung, des Arbeiters in der Industrie mit dem Bauer“ herbeiführen.

Deutschland wäre, wenigstens insofern wir ein hochentwickeltes landwirtschaftliches Genossenschaftswesen haben, ganz der Boden für ein gleiches Vorgehen, zu dem ja auch schon Ansätze existiren<sup>8)</sup>, und die Gelegenheit, die sich uns hier böte, der landwirtschaft-

<sup>7)</sup> Ueber die Möglichkeit und allgemeine Durchführbarkeit der Oppenheimerschen Siedlungsgenossenschaft, die ja in der Theorie ganz einleuchtend ist, muss erst noch die Praxis ihr Urtheil sprechen.

<sup>8)</sup> Einer Notiz in der Frankfurter Zeitung zufolge sind vor Kurzem die landwirtschaftlichen Verkaufsgenossenschaften mit dem Sitze in Bonn zu dem erwähnten Zwecke mit dem Verbands Rheinisch-Westfälischer Konsumvereine in Verbindung getreten.

lichen Bevölkerung näher zu treten, von uns gewiss nur willkommen zu heissen. Aber sind wir denn auch in der Lage, den zweiten hierfür nöthigen Faktor, eine einen möglichst grossen Theil der Arbeiterschaft umspannende Konsumvereinsbewegung, zu schaffen?

Die Mannigfaltigkeit der Tendenzen, die unser Wirtschaftsleben beherrschen — das sehen wir — spottet jeder Schablonisirung. Nur auf dem Wege einer langsamen, an der Hand der Praxis fortschreitenden Organisirung der neuen Gesellschaft von unten herauf können also schwere Missgriffe oder doch Störungen des gesellschaftlichen Produktionsprozesses vermieden werden, die bei einer „unvermittelt dekretirten Expropriation“ unausbleiblich wären, „und am schwersten die Arbeiterklasse selbst treffen würden.“<sup>9)</sup> Aber steht uns dieser Weg in unserm Polizeistaate Deutschland überhaupt für absehbare Zeit offen? Müssen wir nicht gewärtigen, dass, sobald die Arbeiterklasse hier einmal versuchen würde, in einem Maassstabe Konsumvereine zu gründen, dass diese dem Bestand der kapitalistischen Gesellschaft gefährlich werden könnten, die herrschenden Klassen sofort zu den brutalsten Unterdrückungsmaassregeln greifen würden, von denen wir ja einen Vorgeschmack bereits in Sachsen haben? Muss es also nicht doch unsere Aufgabe sein, vorerst einmal nach der Eroberung der politischen Demokratie zu streben, um hier freie Bahn zu schaffen?

Nun allerdings, wir können uns darauf verlassen, dass unsere Herrschenden Alles thun werden, um den Konsumvereinen das Leben zu verbittern, sie zu hemmen und womöglich zu vernichten. Aber wissen wir nicht auch, dass keine Person und keine Klasse, und sei sie noch so mächtig, sich auf die Dauer dem Rade der Entwicklung entgegen werfen kann, ohne selbst von ihm zermalmt zu werden? Diese Wahrheit, auf der ja im Grunde unsere ganze Siegeshoffnung beruht, gilt auch für die Konsumgenossenschaftsbewegung. Natürlich ist eine Beseitigung der einer freieren Entfaltung dieser, wie überhaupt der wirtschaftlichen Arbeiterbewegung entgegenstehenden politischen Hindernisse nicht ohne unsere Bethheiligung am politischen Kampfe möglich. Ebensowenig, wie es uns aber niemals eingefallen ist, den Arbeitern zu rathen, mit der Gründung von Gewerkschaften so lange zu warten, bis wir so weit sind, dass diesen Organisationen jetzt und in alle Zukunft keine reaktionären Angriffe mehr drohen; ebensowenig liegt gegenüber den Konsumvereinen ein Grund zu einer solchen Taktik vor. Wir dürfen nicht hoffen, politische und wirtschaftliche Freiheiten zu erobern, es sei denn, dass der Mangel dieser Freiheiten dem Volk am eigenen Leibe empfindlich fühlbar wird. Was wäre unser Kampf für die Aufrechterhaltung der Koalitionsfreiheit, ein schwaches, vergebliches Schreien, wenn es nicht in Millionen Proletarierherzen seinen Widerhall fände, und diese Millionen ihre Stimmen nicht mit den unsrigen vereinigen. Wie also unsere Antwort auf die drohende Zuchthausvorlage gewesen ist: hinein in die Gewerkschaften! so muss sie auf alle Angriffe auf die Genossenschaften lauten: hinein in die Genossenschaften! Lassen wir nur erst einmal einen grösseren Theil des Volkes in den Konsumvereinen organisirt und an ihrem Bestehen materiell interessirt sein, und sehen wir dann den Versuchen, diese Organisationen zu schädigen oder gar zu unterdrücken, mit Ruhe entgegen. Der Sturm der Entrüstung, der sich da erheben würde, könnte vielleicht genügen, um die ganze reaktionäre Wirtschaft mit einem Stosse davonzujagen.

Natürlich wäre es falsch, eine solche Bewegung künstlich hervorrufen zu wollen, wenn ihre sonstigen Vorbedingungen noch nicht gegeben sind. Dass dieses Bedenken aber für Deutschland nicht zutrifft, das beweist allein schon die grosse Ausbreitung, die das Konsumgenossenschaftswesen bei uns bereits gefunden hat, wenn wir da auch in jeder

<sup>9)</sup> Conrad Schmidt: Endziel und Bewegung. Vorwärts vom 20. Februar 1898.

Beziehung hinter dem klassischen Lande der Konsumvereine, England, noch zurückstehen. Am 20. April 1898 gab es in Deutschland 1396 Konsumvereine, von denen 489 an den Genossenschaftsanwalt Bericht erstatteten. Die Mitgliederzahl dieser letzteren betrug 403 872, ihr Verkaufserlös im vorhergehenden Jahre ca. 96 $\frac{2}{3}$  Millionen Mk., und ihr Reingewinn ca. 10 Millionen Mk. Der grösste deutsche Konsumverein, der Breslauer, hatte 1897 58 239 Mitglieder; er setzte für 9 796 705 Mk. Waaren um und machte dabei einen Reingewinn von 1 192 749 Mk. Das sind gewiss schon ganz respektable Zahlen!

Wir haben ein politisch aufgeklärtes Proletariat, das die moralischen Qualitäten des Genossenschafters in hohem Maasse besitzen dürfte. Und wir dürfen wohl annehmen, dass es der politischen und insbesondere der gewerkschaftlichen Bewegung bereits gelungen ist, einen grossen, wenn nicht den grössten Theil der deutschen Arbeiterschaft auch in ökonomischer Beziehung auf das „Niveau der freiwilligen Assoziation“ zu heben, d. h. ihm derartig geregelte und gesicherte Lebens- und Einkommensverhältnisse zu schaffen, dass er von dem Kredit der Krämerschaft unabhängig ist.

Ja, in gewisser Beziehung liegen die Verhältnisse dem Entstehen und Aufblühen von Konsumgenossenschaften — bei uns wie anderswo — heute sogar günstiger, als zu irgend einem spätern Zeitpunkt, ein Umstand, der nicht übersehen zu werden verdient. Von verschiedenen Seiten ist es den Hamburgern zum Vorwurf gemacht worden, dass sie ihr Unternehmen gleich in so grossartigem Maassstabe, mit einer möglichst hohen Mitgliederzahl und einem eben solchen Kapital in Szene setzen wollen, statt wie das bisher konsumgenossenschaftliche gute Sitte war, hübsch klein anzufangen und erst allmählich anzuwachsen. So sehr nun auch zu hoffen und zu erwarten ist, dass bei der weltberühmten Disziplin der Hamburger Arbeiterschaft auch ein derartig angelegtes Unternehmen gedeihen werde, so wenig lässt es sich allerdings ableugnen, dass ein bescheidener Anfang der ungleich sicherere und daher auch unter gewöhnlichen Umständen zu bevorzugende Weg ist. Dieser Weg ist aber nur so lange gangbar, als der Détailhandel, besonders der mit den gebräuchlichsten Lebensmitteln, auf jene unglaublich unrationelle Art betrieben wird, die auch dem kleinsten Konsumverein ein wirthschaftliches Uebergewicht verleiht. Alle Anzeichen sprechen nun dafür, dass diese Zeiten des Détailhandels am längsten gedauert haben. Das Grosskapital versucht immer mehr, auch in dieses von ihm noch am längsten verschonte Gebiet einzudringen, und seine Konkurrenz zwingt wiederum die Kleinhändler, den bisherigen Schlendrian fahren zu lassen, sich zwecks billigeren Einkaufs zu Einkaufsgenossenschaften zusammenzuschliessen oder gar — die neuste Erscheinung — um auch die Verkaufsspesen herabzusetzen und dem Geschmack des Publikums entgegenzukommen, gemeinsame Verkaufsbazare zu gründen. Gerade aus Hamburg kam ja erst kürzlich die Nachricht, dass 70 dortige Kleinkaufleute zu diesem Zwecke bereits ein Kapital von 6 Millionen gezeichnet haben.

Sobald sich diese Entwicklung, die natürlich an und für sich gerade von uns aus vielen Gründen nur mit Freuden zu begrüessen ist, allgemein vollzogen haben wird, bedeutet das für die Arbeiter die Nothwendigkeit, ihre Konsumvereine gleichfalls in so grossartigem Maassstabe anzulegen. Oder sie müssten bereit sein, dieselben allmählich aufzubauen, auch wenn ihnen dadurch für längere Zeit nicht nur keine materiellen Vortheile, sondern sogar noch Opfer entstehen würden. Es ist fraglich, ob wir bei den grossen Massen, auf die es hier doch ankommt, jemals auf ein solches Maass von Idealismus und sozialpolitischer Einsicht werden rechnen dürfen; jedenfalls würde der Bewegung dadurch der grösste Theil ihrer Schwungkraft geraubt werden.

Aus dem bisher Gesagten geht wohl schon zur Genüge hervor, wie unbegründet die Befürchtungen Derer sind, die da glauben, eine höhere Werthung der Zukunftsbedeutung

der Genossenschaft könne die Arbeiterschaft zu einer Geringschätzung des gewerkschaftlichen oder politischen Kampfes verleiten.

Was den letztern betrifft, so ist es ja speziell bei uns in Deutschland garnicht denkbar, dass seine Nothwendigkeit jemals den Massen aus dem Bewusstsein schwinden könnte, — dafür sorgt besser als alle Agitation von unserer Seite das volksfeindliche Verhalten unserer „maassgebenden“ Kreise. Und sie wird gerade der in den Konsumvereinen organisirten Arbeiterschaft durch die besonderen Chikanirungs- und Unterdrückungsversuche, die ihrer dort harren, nur um so eindringlicher vor Augen geführt werden. Die Konsumgenossenschaft kann so, gerade wie die Gewerkschaft, sogar zu einem vortrefflichen Propagandamittel für uns werden, — in um so höherm Maasse natürlich, je mehr wir uns mit diesen Bestrebungen identifiziren.<sup>10)</sup>

Aber auch abgesehen von diesen spezifischen Verhältnissen kann eine noch so hohe Bedeutung, die wir den Genossenschaften für die Entwicklung zum Sozialismus zuschreiben müssten, nie dahin führen, jene anderen Formen des Klassenkampfes als nebensächlich und unwichtig erscheinen zu lassen. Selbst wenn die Sache so läge, dass die Konsumvereine fähig wären, allmählich die ganze kapitalistische Produktion und Vertheilung aufzusaugen und durch die genossenschaftliche zu ersetzen, dann bliebe zunächst doch das ganze von ihrem Wirkungsbereich für immer ausgeschlossene ungeheure Gebiet alles dessen, was wir öffentliche Angelegenheiten nennen: Gesetzgebung, Steuerpolitik, Schul- und Sanitätswesen, Eisenbahn- und Transportwesen, die Beziehungen zum Auslande und verschiedenes Andere. Soll in all diesen Angelegenheiten das Interesse des arbeitenden Volkes wahrgenommen werden, dann muss dieses sich auch an ihrer Verwaltung, das heisst am politischen Kampfe betheiligen. Ferner ist garnicht einzusehen, warum die Arbeiter, die sich doch bis jetzt durch die Hoffnung auf den Zukunftsstaat nicht haben abhalten lassen, auch schon ihr gegenwärtiges Loos innerhalb des Kapitalverhältnisses mit allen Mitteln, durch Einfluss auf die sozialpolitische Gesetzgebung und vor Allem durch den gewerkschaftlichen Kampf nach Möglichkeit zu verbessern, hierauf zu verzichten sich nun plötzlich durch die Hoffnung verleiten lassen sollten, früher oder später einmal in den Werkstätten der Genossenschaft eine menschenwürdige Anstellung zu finden. Ganz abgesehen davon, dass auch dort eine Vertretung der Berufsinteressen kaum entbehrt werden könnte, dürfte Manchem die Wartezeit doch etwas lang werden, denn eine solche Entwicklung vollzieht sich nicht von heute auf morgen.

Ja diese Entwicklung würde durch einen solchen Verzicht überhaupt selbst in Frage gestellt werden. Wenn irgend etwas jede einseitige Betonung der Genossenschaftsidee zur Unmöglichkeit macht, so ist es diese Abhängigkeit der genossenschaftlichen von der gewerkschaftlichen und der politischen Bewegung, denn nur durch die letzteren können, wie wir gesehen haben, neben den politischen auch die sozialen Vorbedingungen geschaffen werden, unter denen eine Entfaltung der ersteren überhaupt möglich ist.

<sup>10)</sup> Etwas Aehnliches können wir jetzt in der Schweiz beobachten. Die neuerdings inaugurierte konsumvereinsfeindliche Steuerpolitik der Regierung nach berühmten Mustern wird dem bisher politisch ziemlich neutralen Verhalten der dortigen Genossenschaften ein rasches Ende machen und kann der Sozialdemokratie einen gewaltigen Stimmenzuwachs bringen — unter der Voraussetzung, dass diese gleichfalls die Genossenschaften anerkennt und sich freundlich zu ihnen stellt. Dass sie ohne das in der Schweiz überhaupt keine Aussicht hat, die Massen zu erobern, darüber sind sich, wie es scheint, unsere Parteigenossen dort bereits klar geworden, denn sie haben schon auf dem 1896er Parteitag einen Antrag des Landraths Gschwind, des Begründers und Leiters der berühmten Birseckischen Genossenschaft, auf Revision des Parteiprogramms im genossenschaftsfreundlichen Sinne angenommen, dessen Ausführung, wie mir berichtet wurde, bisher nur durch innere Organisationsschwierigkeiten der Partei verzögert wurde.

Aber die Genossenschaft ist hier nicht nur die Empfangende, sondern auch die Gebende, und es ist noch sehr fraglich, was sie in höherem Maasse ist.

Es ist von vorn herein klar, dass jede Erhöhung der wirtschaftlichen Macht der Arbeiterschaft, wie sie durch die konsumgenossenschaftliche Organisation bewirkt wird, auch eine Stärkung ihrer politischen Position im Gefolge haben muss, wenn anders der Satz von der „ökonomischen Basis“ und dem „politischen und juristischen Ueberbau“ noch einigen Anspruch auf Geltung hat.<sup>11)</sup>

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist wohl auch der Umstand, dass auch dort, wo, wie bei uns, das Gesetz direkte Geldzuwendungen (Streikunterstützungen etc.) durch die Genossenschaft nicht gestattet, die Dividende es den Genossen erleichtern wird, ihren materiellen Verpflichtungen gegen die Partei und gegen die Gewerkschaften nachzukommen, während z. B. eine Einrichtung wie der Hamburger Nothfonds<sup>12)</sup>, der ja auch bei Arbeitslosigkeit zur Auszahlung gelangt, in hohem Maasse geeignet sein dürfte, die Arbeiter vor ungerechtfertigten Angriffen des Unternehmertums zu schützen und ihren Forderungen ein willigeres Ohr zu leihen.

Welch mächtigen Rückhalt die Konsumgenossenschaft dem Kampfe der Arbeiter um bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen vor Allem aber dadurch gewähren kann, dass sie sowohl in ihren eigenen Werkstätten die erreichbar besten Arbeitsverhältnisse schafft, als auch darauf sieht, dass die von Privatunternehmern bezogenen Waaren unter den von der organisirten Arbeiterschaft aufgestellten Bedingungen produziert werden, liegt auf der Hand. Die englischen Genossenschafter sind sich dieser sozialen Pflichten fast stets in weitestem Maasse bewusst gewesen. In ihren Werkstätten, die, wie in technischer, so auch in sanitärer Hinsicht auf der Höhe stehen, haben sie fast durchgängig, in den Kaufläden schon vielfach den Achtstundentag eingeführt; dabei zahlen sie die höchsten Löhne. Als besonders rühmenswerth hebt Beatrice Webb hervor, dass die schottische Grosshandels-genossenschaft die Fabrikation von Hemden zuerst sogar mit Verlust ins Leben gerufen hat, um nicht mit Unternehmern, die ihre Arbeiter unter den elendesten Bedingungen beschäftigten, in Verbindung treten zu müssen. Ja, indem die britischen Genossenschaften dieses und vieles andere den Schweissausstreibern verfallene oder im rückständigen Kleinbetrieb geübte Gewerbe, in denen bekanntlich die Gewerkschaft nur äusserst schwer Wurzel fassen kann, in Fabrikindustrien verwandelten, haben sie so diesen Organisationen überhaupt erst eine gesicherte Grundlage, damit aber wiederum die Vorbedingungen ihrer eigenen Vorbedingungen geschaffen.

Von diesem Geiste ist freilich in den deutschen Konsumgenossenschaften mit einigen rühmlichen Ausnahmen (Leipzig, Breslau und ein paar andere) noch wenig zu spüren. Die Lagerhaltertage haben da sogar oft recht traurigen Zustände enthüllt, und diese Thatsache ist ja auch für manche Parteigenossen ein Hauptgrund, vor einer Identifizierung der sozialdemokratischen mit der Konsumvereinsbewegung zu warnen, durch die erstere nur kompromittirt werden würde.

Mir scheint die entgegengesetzte Folgerung richtiger. Gerade der ablehnenden oder doch gleichgiltigen Haltung, die die Partei im Allgemeinen den Konsumgenossenschaften gegenüber bisher beobachtet hat, ist es, wie Adele Gerhard sehr richtig betont, mit in erster Linie zuzuschreiben, dass die deutschen Arbeiter in ihren Genossenschaften nur das

<sup>11)</sup> Vergl. die sehr interessanten und beherzigenswerthen Ausführungen über diesen Gedanken in der Paul Kampffmeyerschen Broschüre: Mehr Macht! Berlin 1898; Verlag der Sozialistischen Monatshefte.

<sup>12)</sup> s. Adolf von Elm: Das Hamburger Genossenschaftsprojekt, im vorigen Hefte dieser Zeitschrift.

kaufmännische Unternehmen sehen und sich nur der augenblicklichen materiellen Vortheile, die ihnen diese Organisationen bieten, und deren Wahrnehmung allerdings, mit einer Rücksichtnahme auf die Interessen der Angestellten in Konflikt geräth, bewusst geworden sind. Die englischen Genossenschafter sind Sozialisten, ihr Ziel ist das gleiche wie das unsere: die Herbeiführung einer von jeder Ausbeutung befreiten sozialistisch produzierenden Gesellschaft, — darüber dürfen wir uns durch die geringe politische Bethätigung ihrer Ansichten, die sich aus den eigenartigen Verhältnissen des Landes heraus erklärt, nicht täuschen lassen. „In der geheimen Macht des Genossenschaftsglaubens,“ schreibt B. Webb<sup>13)</sup>, „entdecken wir somit das Geheimniss des administrativen Erfolges der britischen Genossenschaftsbewegung, welche den gewöhnlichen Mann der Welt in Erstaunen setzt.“

Diesen Glauben, dieses Ideal gilt es auch in unsere Bewegung hincinzutragen. Reissen wir sie aus ihrer selbstsüchtigen Beschränktheit, indem wir sie in Beziehung zu dem grossen Emanzipationskampfe des Proletariats setzen, indem wir ihr ein Ziel über ihre engen Gegenwartserfolge hinaus weisen. Nicht „in erster Linie den Anschein vermeiden, als ob wir mit den Konsumgenossenschaften die soziale Frage lösen wollten,“ wie Leo Arons es fordert, sondern im Gegentheil gerade darauf hinweisen müssen wir, dass die Genossenschaft zwar nicht das, wohl aber ein Mittel und zwar eines der wichtigsten zur Lösung dieser Frage ist.

Jene manchesterliche Politik des Gehen- und Geschehenlassens, wie sie von Vielen als die einzig richtige Taktik gegenüber den Konsumgenossenschaften gefordert wird, widerspricht unserer ganzen bisherigen Auffassung unseres Aufgabenkreises. Wir sind keine rein politische Partei. „Durch Vermehrung seiner Einsicht und Förderung seiner ökonomischen und politischen Organisationen . . . den Klassenkampf des Proletariats möglichst zielbewusst und zweckmässig zu gestalten, das ist,“ so schreibt K. Kautsky in seinem Erfurter Programm „die Aufgabe der Sozialdemokratie.“ So haben wir auch unser Verhältniss zur Gewerkschaftsbewegung stets aufgefasst, — den gleichen Anspruch auf unsere Unterstützung hat aber die Genossenschaft. Eine sozialistisch-zielbewusste Genossenschaftsbewegung, wie sie sich in England und in der Schweiz auf unpolitischem Wege entwickeln konnte, ist unter den so gänzlich verschiedenen deutschen Verhältnissen, in Anbetracht der Thatsache, dass bei uns fast alle proletarischen Intelligenzen schon der politischen Partei angehören, und des maassgebenden Einflusses, den diese auf die Arbeiterschaft hat, nicht denkbar.

Wenn aber schwere Bedenken dagegen sprechen, die Konsumgenossenschaften bei uns zu direkten Parteigründungen zu machen, wie wir das in Belgien haben, so steht meines Erachtens dem nichts im Wege, dass sich die Gewerkschaften mit dieser Aufgabe befassen. Ich will hier auf die Vorwärtspolemik der Genossen Arons und Elm über diesen Punkt nicht näher eingehen. Nur eines möchte ich dem Genossen Arons entgegenhalten. Selbst wenn es sich wirklich so verhalten sollte, wie er behauptet (was ich mir aber auch stark zu bezweifeln erlaube), dass nämlich in England die beiden Bewegungen erst verhältnissmässig spät, nachdem sie beide ausgewachsen waren, sich der Vortheile, die ein Zusammengehen bietet, bewusst geworden wären und danach gehandelt hätten, so wäre das doch gar kein Grund für uns, denselben Weg zu gehen und diese Vortheile nicht von Anfang an wahrzunehmen. Die Irrthümer, durch die eine uns vorbildliche Bewegung sich hat durchringen müssen, sollten uns doch nur dazu dienen, sie vermeiden zu lernen. Wenn statt der Reibereien, die es ja thatsächlich des Oeftern in England zwischen Gewerkschaften und Genossenschaften gegeben hat, bei uns von vornherein ein gegenseitiges Verständniss,

13) Beatrice Webb: Die britische Genossenschaftsbewegung, pag. 194.

ein freudiges Hand in Hand Arbeiten der beiden Organisationen vorhanden ist; so hätten wir, dünkte ich, keine Ursache, das zu beklagen.

Die politische Bewegung aber sollte in dieser Dreieinheit den heiligen Geist darstellen, der die Anderen durchdringt und erleuchtet, ihnen den rechten Wegweisend und sie mit jener Begeisterung erfüllend, die man nach den Worten des sterbenden Saint Simon besitzen muss, um grosse Thaten zu vollbringen.

## Von unten auf!

Von

Heinrich Kauffmann.

(Harburg.)

Die durch das Bernsteinsche Buch angeregte Diskussion hat zu einer erneuten Untersuchung darüber geführt, ob die von Marx und Engels blossgelegten Tendenzen der kapitalistischen Entwicklung richtig sind. Die kapitalistische Entwicklung führt zur fortschreitenden Proletarisierung der Massen; es wächst die Masse des Drucks, des Elends, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung. Der Besitz konzentriert sich in den Händen immer weniger Kapitalmagnaten. Die privatkapitalistische, auf die Aneignung von Mehrwerth begründete Produktion erzeugt das Bedürfniss, die Produktion so rasch auszudehnen, dass die Erweiterung des Marktes nicht folgen kann. Die Folge dieser raschen und planlosen Produktion ist Ueberproduktion und Krise. Die Krisen wiederholen sich in immer kürzeren Zwischenräumen und mit steigender Heftigkeit. Die Grösse der industriellen Reservearmee und mit ihr das Elend wächst ins Unermessliche. Es entsteht ein Zustand, in dem sich die kapitalistische Produktion mit dem Bestand der Gesellschaft nicht mehr verträgt. Die Umwandlung der kapitalistischen Produktionsweise in eine höhere, die sozialistische, wird eine gesellschaftliche Nothwendigkeit. Das Proletariat setzt sich in den Besitz der politischen Macht, zwingt die Bourgeoisie zur Abdankung und nimmt die Ueberführung der kapitalistischen Produktionsform in die sozialistische in seine starke Hand. Ob die Sache ohne „Katastrophe“, ohne Revolution vor sich geht, hängt ab von „der Einsicht unserer Gegner“. Genossin Rosa Luxemburg erwartet „einen langen und hartnäckigen Kampf“, wobei das Proletariat allem Anscheine nach mehr als einmal zurückgeworfen wird.<sup>1)</sup> Wann dieser Zeitpunkt eintreten wird? Sobald „unsere Stunde gekommen ist“, d. h. sobald die kapitalistische Produktionsform reif ist, in die sozialistische übergeführt zu werden. Ob das in 10, 20, 100 oder 500 Jahren der Fall sein wird, lässt sich nicht sagen.

Nun hat es aber mit den Tendenzen einer Entwicklung eine eigne Bewandniss. Die eine löst eine andre, sie beeinflussende, ablenkende, oft entgegengesetzte, aufhebende und umkehrende aus. Je mehr die zum Zusammenbruch führenden Tendenzen der kapitalistischen Entwicklung gehemmt werden, durch andere von ihnen ausgelöste, um so weiter wird der Zusammenbruch hinausgeschoben. Dasselbe ist der Fall, wenn einzelne der Zusammenbruchstendenzen ausgeschieden oder sogar in ihr Gegentheil verkehrt werden. Die

<sup>1)</sup> Rosa Luxemburg: Sozialreform oder Revolution? Leipziger Volkszeitung vom 7. April. 1899.

zunehmende Proletarisirung der Massen bedeutet an sich noch nicht eine zunehmende Verelendung. Die wachsende Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Degradation, der Ausbeutung führt zur Schulung, Vereinigung, Organisation der Arbeiterklasse. Die gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen treten der kapitalistischen Verelendungstendenz erfolgreich entgegen, sie verkürzen die Arbeitszeit, erhöhen die Löhne, schützen ihre Mitglieder durch ein ausgedehntes Kassenwesen und sonstige Institutionen immer mehr gegen wirtschaftliche und rechtliche Unsicherheit, sie werden zu einem Machtfaktor im wirtschaftlichen Produktionsprozess und beschränken die Willkür des Privateigentums an den Produktionsmitteln. Die politische Arbeiterbewegung strebt nach gesetzlicher Festlegung des im Gewerkschaftskampfe Errungenen; sie verlangt das Eingreifen der Gesetzgebung zu Gunsten derjenigen Arbeiterkategorien, die sich aus eigener Kraft aus der Tiefe des Elends nicht haben emporheben können, sie erstrebt weitgehenden Arbeiterschutz, Ausbau der Sozialreform, Erweiterung der Rechte der Arbeiter u. s. w., sie findet Eingang in die Gemeindeverwaltungen, fördert auch hier die Fürsorge für die arbeitenden Klassen und dringt auf einen weitgehenden Kommunalsozialismus, durch welchen das Privateigenthum direkt zurückgedrängt wird. Also schon in diesem Stadium, es ist dasjenige, das heute in allen Kulturländern erreicht oder doch annähernd erreicht ist, ist die verelendende Tendenz der kapitalistischen Entwicklung für die Mehrzahl der Industriearbeiter überwunden, zum Theil haben auch die übrigen Arbeiter ihre Vortheile davon und die Einengung des Feldes der privatkapitalistischen Produktionsweise beginnt.

Eine zweite der zum Zusammenbruch führenden Tendenzen ist die, dass durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses die Krisen immer schneller und mit zunehmender Heftigkeit wiederkehren. In dieser Schärfe lässt sich, wie die Erfahrung lehrt, die Krisentheorie heute nicht aufrecht erhalten. Technische Umwälzungen, wie die Einführung der Elektrizität als Kraftquelle und der Maschinenarbeit in der Landwirtschaft, ferner die Ausdehnung des Weltmarktes, die Vermehrung der Verkehrsmittel, die Ausdehnung des innern Marktes durch Hebung des Konsums (eine Folge der Arbeiterbewegung) und durch die Vermehrung der Bevölkerung, die Vermehrung der Landesvertheidigungsmittel, soweit sie durch Anleihen bezahlt wird, gelegentlich auch die Gütervernichtung durch Kriege, ermöglichen nicht nur eine starke Zunahme der Produktion, sondern verschlingen auch oft viele Jahre lang allen Mehrwerth, den die Kapitalistenklasse kapitalisirt. Die steigende Höhe der Löhne und die sinkende Profitrate legen der Akkumulation des Kapitals Zügel an und die Verschiebung des Verhältnisses zwischen dem konstanten und variablen Kapitaltheil sorgt für sich erweiternde Abflusskanäle. Der Tendenz zur immer schnellern Wiederkehr der Krisen wirken also andere Tendenzen entgegen, die dem Anschein nach zeitweilig mächtiger sind als erstere.

Andere Momente erleichtern die Ueberwindung der Krisen. Es gehört hierher die rascher als die Bevölkerung wachsende Zahl der Beamten und sonstigen auf feste Bezüge angewiesenen Personen und ihre zunehmende Bedeutung für den Konsum, ferner die allerdings gegenwärtig noch ganz unzureichende Sicherung wirtschaftlich schwächster Elemente durch Kranken-, Invaliditäts-, Alters- und Unfallunterstützung, die Einschränkung der Produktion durch Trusts, Ringe, die durch die Krisen herbeigeführte Vernichtung von



Güter und Produktionsmitteln und Aenderungen in der Richtung des Konsums, sobald sie denselben Zweck erfüllt, die wachsende Bedeutung des gewerkschaftlichen Kassenwesens, namentlich der Arbeitslosenunterstützung, und endlich die in Zeiten der Krisen immer mehr in Angriff genommenen öffentlichen Arbeiten.

Die Krisen lassen auch das in der kapitalistischen Produktionsweise notwendige Uebel der industriellen Reservearmee am schmerzlichsten empfinden. Dem relativen Wachsthum der industriellen Reservearmee wirkt aber einerseits die durch die Gesetzgebung und die Gewerkschaften erzwungene Verkürzung der Arbeitszeit und die Erweiterung der Produktion entgegen, andererseits befördert die „Ueberzählungsmachung“ der Arbeiter, die Auswanderung und die Kolonisation fremder Länder und damit eine Erweiterung des Weltmarktes.

Von den zum Zusammenbruch treibenden kapitalistischen Entwicklungstendenzen ist die Tendenz der zunehmenden Verelendung und Ausbeutung schon durch die durch sie selbst erzeugte heutige Höhe der modernen Arbeiterbewegung überwunden. Die Tendenz zu immer schneller und heftiger auftretenden Krisen und einer starken relativen Zunahme der industriellen Reservearmee tritt vorläufig nicht in die Erscheinung, sondern vielleicht erst, wenn die ganze Welt unter das Szepter der kapitalistischen Produktionsweise gebracht und alle kolonisierbaren Länder kolonisiert und dicht bevölkert sind. Was das sagen will bei den weiten aufnahmefähigen Gebieten Südamerikas, Sibiriens, Südafrikas und der Möglichkeit, in zahlreichen Kulturländern noch eine viel dichtere Bevölkerung ernähren zu können, brauche ich nicht weiter auszuführen. Wenn keine weiteren Umstände drängten, hätte der Kapitalismus noch einen Zeitraum von manchem Jahrhundert vor sich.

Es bleibt nun noch die Tendenz der zunehmenden Konzentration der Betriebe und der Zentralisation des Kapitals in den Händen einer immer geringeren Anzahl von Kapitalmagnaten. Die Konzentration der Betriebe hat ihre bestimmte Grenzen, eine Zentralbäckerei für Deutschland wäre z. B. ein Blödsinn. Die Konzentration ist aber auch an sich keine zum ökonomischen Zusammenbruch führende Tendenz. Sie erzeugt lediglich die zur Umwandlung in eine sozialistische Produktionsform erforderliche Reife der kapitalistischen Produktionsform. Auch die Zentralisation des Kapitals in den Händen einer immer geringer werdenden Zahl von Kapitalmagnaten bedeutet noch an sich nicht die ökonomische Nothwendigkeit des Zusammenbruchs, namentlich wenn eine durch die Arbeiterbewegung erzielte steigende Lebenshaltung des Proletariats damit Hand in Hand geht. Beiläufig: Diese steigende Lebenshaltung braucht ja auch nicht einmal eine Folge erhöhter Löhne zu sein. Die steigende Produktivität der Arbeit kommt durch die Verbilligung der Waarenpreise auch den Arbeitern zu gute, wenn auch gegenwärtig nur in sehr bescheidenem Maasse, da grade die niedrigsten Einkommen fast ausschliesslich für nicht billiger sonderen theurer gewordene Lebensmittel und Miethen ausgegeben werden. Die Kapitalistenklasse heisst dagegen vollständig den durch die Produktivität der Arbeit vermehrten gesellschaftlichen Reichthum ein. Also wie gesagt, die Zentralisation des Kapitals ist an sich kein nothwendiger ökonomischer Grund des Zusammenbruchs. Man könnte sich ja schliesslich einen Zustand denken, in dem eine kleine Gruppe von vielfachen Milliardären die geregelte Produktion in ihrer Hand hielte, dadurch die Welt beherrschte und mit Hilfe von Prätorianerheeren

die ihnen frohdenden, aber ganz auskömmlich lebenden Massen in Schach hielte. Vorläufig kann jedoch von der Möglichkeit einer so weit gehenden Kapitalkonzentration im Allgemeinen keine Rede sein. Vielmehr sehen wir, dass in den Kulturländern und in den kolonisirten Ländern noch immer neue Kapitalien aus unbedeutenden Anfängen entstehen und den alten den Rang streitig machen. Heute stehen wir nicht vor der Gefahr der drohenden Kapitalkonzentration in ganz wenigen Händen, sondern vor der Thatsache der zunehmenden Rivalität der einzelnen Kapitalisten, Kapitalistengruppen und kapitalistischen Länder unter einander, und hier ist meiner Ansicht nach der Punkt, wo die durch die gewerkschaftliche und politische Organisation des Proletariats begonnene Entwickelung zur Zurtückdrängung des Kapitalismus und seiner zerstörenden Tendenzen und zur weitem Ueberführung zum Sozialismus ansetzt.

Die Konkurrenz der kapitalistischen Produzenten um den Markt, führt zu einer Steigerung der Verkaufsspesen, die in manchen Produktionszweigen schon heute ganz enorm sind, und der durch die ebenfalls zunehmende Unsicherheit der privatkapitalistischen Abnehmer berbeigeführten Verluste. Vertheuert wird dem Konsumenten ferner das Produkt durch die allerdings abnehmende Profitrate, die der Kapitalist einsäckeln muss, und durch die vollständige Anarchie der Waarenvertheilung. Die Anarchie der Waarenvertheilung führte freilich schon früher in Deutschland zur Gründung von Organisationen der Konsumenten, als ein Theil des vielfältigen Genossenschaftswesens, durch das Schulze-Delitzsch den Mittelstand retten wollte. Die sozialdemokratische Arbeiterschaft verhielt sich jedoch, unterstützt durch die trüben Erfahrungen, die sie hauptsächlich infolge mangelnder Stärke der Gewerkschaften mit den Produktivgenossenschaften gemacht hatte, diesem „Palliativmittel“ gegenüber durchaus ablehnend. Erst das Beispiel des Auslandes, ferner das durch die Organisation entwickelte und gesteigerte wirtschaftliche Machtgefühl und gewisse politische Gegensätze zu den Kleinhändlern, die ein Hort der Reaktion geworden waren, veranlasste die Arbeiter, ich möchte sagen fast instinktiv, die Organisation des Konsums selbst in die Hand zu nehmen. Es ist bezeichnend, dass in dem kapitalistisch am weitesten entwickelten Land Deutschlands die von einem aufgeklärten organisationsgewohnten Proletariat gegründeten Konsumvereine die erste für das übrige Deutschland vorbildliche Blüthe erreicht haben. In anderen Orten sind alte bestehende Konsumvereine immer mehr in die Hände der Arbeiter gekommen und jetzt steht die Diskussion über die Errichtung von Konsumgenossenschaften überall auf der Tagesordnung.

Mit der Organisation des Konsums ist der Stein ins Rollen gekommen. Nach dem Gewinn des Zwischenhändlers kommt der Profit des Produzenten, kommen namentlich auch die bedeutenden Verkaufsspesen des Produzenten und der Aufschlag für Verluste, den er machen muss, alles Vortheile, welche die organisirten Konsumenten durch die Errichtung eigener Produktionsstätten in ihre Tasche fließen lassen können. Das hohe Ziel, das sich die Hamburger Genossenschaft Produktion gesteckt hat, und das, ob statuarisch ausgesprochen oder nicht, das Ziel aller übrigen von klassenbewussten Arbeitern gebildeten Konsumgenossenschaften sein wird, zeigt, welches Machtgefühl sich bei den Arbeitern schon entwickelt hat, und dass sie sich garnicht ein bisschen scheuen, dem Kapitalisten auf seinem „ureigensten Gebiete“, wie Genosse Braun ebenso schön wie warnend sagt, entgegen zu treten. Der Kapitalismus verliert immer

mehr von dem Glorienscheine seiner Unüberwindlichkeit. Durch die Produktion für den organisirten Konsum sind ihm die Proletarier wirthschaftlich überlegen. Durch diese ihre wirthschaftliche Ueberlegenheit besiegen sie die kapitalistische Produktionsweise, drängen diese zurück und schaffen genossenschaftliches Eigenthum an den Produktionsmitteln: den Besitz der Nichtbesitzenden.

Der Weg der Entwicklung geht demnach von der individuellen Produktion zur kooperativen Produktion, unter Enteignung von Millionen selbständiger Existenzen und der Schaffung der Riesenheere moderner Proletarier, die dem Kapitalisten, dem Privateigenthümer an den Produktionsmitteln, im erbittertsten Interessengegensatz gegenüberstehen. Die steigende Masse der Entartung, des Drucks, des Elends, der Knechtschaft, der Degradation, der Ausbeutung entfacht die Empörung der stets anschwellenden Proletarierheere und zwingt sie zur Vereinigung, zur Organisation. Wieder und wieder zurückgeworfen, bilden sich die Organisationen immer aufs Neue, immer stärker und mächtiger. Die im Klassenkampf geschulten Proletarier suchen mit allen Mitteln, die ihnen die Gesetzgebung bietet, durch Wahlen, friedliche Demonstrationen und Versammlungen, durch den geistigen Kampf, ihre Klassengenossen aufzuklären und Schritt um Schritt ihren direkten politischen Einfluss in Staat und Gemeinde zu verstärken. Die im Klassenkampf geschulten Proletarier nehmen den Kampf mit dem Kapitalismus direkt auf wirthschaftlichem Gebiet auf, zunächst um sich gegen die Ausbeutung, der sie als Produzenten unterliegen, zu schützen. Aus dem Bedürfniss der Defensive gegründet, nehmen die Gewerkschaften, namentlich in Zeiten aufsteigender Konjunktur, einen offensiven Charakter an und treten mit Erfolg für die Verkürzung der Arbeitszeit und die Erhöhung der Löhne ein. Zugleich errichten sie ein ausgedehntes Kassenwesen und sonstige Institutionen, um ihre Mitglieder gegen die weiteren Uebel der kapitalistischen Produktionsweise, namentlich die zunehmende wirthschaftliche Unsicherheit, thunlichst zu schützen und ihnen in allen Rechtsstreitigkeiten, insbesondere auf dem Gebiete der Sozialreform, das einen bedeutenden Erfolg der politischen Organisation des Proletariats bedeutet, mit Rath und That zur Seite zu stehen. Das Machtbewusstsein der im Klassenkampf geschulten Arbeiter wächst mit ihren zunehmenden Erfolgen. Mit elementarer Gewalt wirft es sich auf das Gebiet des Konsums, um zum Schutz gegen die Ausbeutung der Arbeiter als Produzenten den Schutz gegen die Ausbeutung der Arbeiter als Konsumenten zu gesellen.

Mit der Kraft eines jungen Riesen verrichtet das Proletariat hier sofort eine Arbeit, der das grossmächtige Kapital lange scheu aus dem Wege ging, es organisirt den Konsum. An den organisirten Konsum schliesst sich die Produktion für denselben. Die zunehmende Schärfe des kapitalistischen Konkurrenzkampfes verzettelt den grössten Theil der Vortheile, den die steigende Produktivität der Arbeit den Konsumenten bieten könnte. Die Produktion für den organisirten Konsum ist der kapitalistischen Produktion überlegen und schlägt sie, beginnend auf einem oder einigen Gebieten und dann immer weiter vordringend, mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes. Der nicht mehr demokratische, sondern längst reaktionär gewordene alte Mittelstand wird vollends auf den Aussterbeatat gesetzt. Immer mehr Intelligenzen, zum Theil aus anderen Klassen, meistens aber aus den Reihen des Proletariats sich entwickelnd, treten in den direkten Dienst des Proletariats und bilden zusammen mit den best-

gestellten proletarischen Arbeitern und der naturgemäss proletarische Sympathieen hegenden Beamtenschaft, Lehrer u. s. w., ihrem Einkommen nach eine Mittelstufe der Bevölkerung, deren Bedeutung bei gleichbleibendem Verhältniss der heutigen politischen Rechtsvertheilung in dem Masse wächst, in dem die Zerreibung des alten eigentlichen, jetzt reaktionären Mittelstandes zunimmt, der auch, freilich aus entgegengesetzten Gründen, der kapitalistischen Entwicklung immer feindlicher wird. Der „neue Mittelstand“, wie man jene neue Mittelschicht auch genannt hat, ist von grosser Bedeutung für das Eindringen des Proletariats in die städtischen Körperschaften und Landtage. Zugleich ist er seinem Ursprunge und seinen Interessen nach demokratisch und sozial und darum ein energischer Förderer der Erweiterung der Volksrechte und der Vergesellschaftlichung von Privateigenthum. Politisch wie wirthschaftlich wird die Kapitalistenklasse immer mehr bedrängt; und in einem vielleicht Jahrhunderte langen, vielleicht auch durch einzelne Rückschläge unterbrochenen Ringen, das in seiner Tendenz ein fortwährendes wirthschaftliches und politisches Aufsteigen des Proletariats, ein Fortschreiten von Sieg zu Sieg bedeutet, setzt dieses sich in den unangefochtenen Besitz der politischen Macht, die auf der Grundlage seiner wirthschaftlichen Macht fest und sicher fundirt ist. So wälzt sich mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage der ganze ungeheure Ueberbau, die rechtlichen und politischen Einrichtungen mit den ihnen entsprechenden Bewusstseinsformen, langsam um. Die steigende wirthschaftliche Macht des gewerkschaftlich und genossenschaftlich organisirten Proletariats führt naturgemäss zu immer grösserer politischer Macht, die auf die Gesetzgebung steigenden Einfluss findet und durch sie wiederum ihr gewerkschaftliches und genossenschaftliches Vordringen fördert und die Errungenschaften des ökonomischen Kampfes sichert.

Nun fragt es sich, in welchem Maasse die Konsumgenossenschaftlichen Organisationen mit zugehöriger Produktion schon heute die ihnen hier zugewiesene Bedeutung für die Umwandlung der kapitalistischen Produktionsweise in eine sozialistische erlangen können. Die Genossin Rosa Luxemburg sagt in einem ihrer Bernsteinvernichtungsartikel,<sup>2)</sup> dass die Produktion für die Konsumgenossenschaften „im günstigsten Fall auf kleinem lokalen Absatz und auf wenige Produkte des Bedarfs, vorzugsweise auf Lebensmittel angewiesen“ ist. So etwas wie eine Organisation der Konsumgenossenschaften zum gemeinsamen Waarenbezug und zur gemeinsamen Produktion solcher Waaren, welche die einzelne Genossenschaft nicht in einem rentablen Grossbetriebe herstellen kann, giebt es natürlich für sie nicht! Von der Grosseinkaufsgesellschaft der englischen Konsumvereine mit ihrem Milliardenumsatz, ihren zahlreichen grossen Fabriken, ihrer Handelsflotte und ihren Thee-, Kaffee- und Kakäopflanzungen hat sie vermuthlich niemals gehört!

Thatsächlich kann der organisirte Konsum nach und nach die Produktion aller Produkte des täglichen Bedarfs in die Hände nehmen. Eine Grenze zu ziehen, ist da garnicht möglich. Nach der Berechnung des Herrn R. E. May beträgt der Jahresverbrauch der deutschen Bevölkerung rund 22 Milliarden Mark. Davon kommen nach einer von mir aufgestellten sehr vorsichtigen Berechnung auf den Jahresverbrauch der in Industrie, Bergbau, Hüttenwesen, Bauwesen, Handel und Verkehr u. s. w. beschäftigten erwerbsthätigen Personen und ihrer

<sup>2)</sup> Leipziger Volkszeitung vom 6. April 1899.

Familienangehörigen mit einem Einkommen von unter 1500 Mk. 8,6 Milliarden. Der Konsum dieser Massen ist zu organisiren, denn wenn auch manche der einbezogenen Personen ausscheiden, so treten dafür wieder manche mit einem Einkommen über 1500 Mk. hinzu. Beschränkte sich die Organisation des Konsums nur auf diejenigen Gebiete, die heute schon von den Konsumgenossenschaften (mit Ausschluss der Baugenossenschaften) in die Hand genommen sind, so blieben immer noch 4 Milliarden Mark, von denen schon heute nach Abzug der Ausgaben für die zu erwerbenden Rohstoffe  $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{2}$  Warenwerthe in Höhe von  $1\frac{1}{3}$ —2 Milliarden Mark in den genossenschaftlichen Produktionsstätten lohnend produziert werden könnten. Mit der relativen und absoluten Zunahme der industriellen Bevölkerung, mit dem Uebergreifen des organisirten Konsums auf immer weitere Gebiete und mit der ebenfalls beständigen Erweiterung der genossenschaftlichen Produktion muss sich das Verhältniss der wirthschaftlichen Macht des Proletariats zu dem der kapitalistischen Klasse immer mehr zu Gunsten des ersteren verschieben. Die industrielle Produktion der Kapitalisten wird durch die genossenschaftliche Produktion für den organisirten Konsum und dem mit steigender politischer Macht des Proletariats wachsenden Kommunal- und Staatssozialismus immer mehr bedrängt und endlich besiegt werden.

Wie steht es nun aber mit der landwirthschaftlichen Produktion? Wird der antikollektivistische Bauernschädel nicht immer die Klippe bleiben, an der die industrielle soziale Revolution scheitern muss? Theoretisch liesse sich wohl der Gedanke vertheidigen, dass der organisirte Konsum sich auch allmählich in den Besitz der landwirthschaftlichen Produktionsmittel setzen kann. Eine Verbindung der Konsumgenossenschaften mit genossenschaftlich bewirthschafteten landwirthschaftlichen Grossbetrieben ist durchaus kein Ding der Unmöglichkeit, sondern nur eine Frage der Zeit. Genosse Kautsky erwartet von dem siegreichen Proletariat die Umwandlung der landwirthschaftlichen privatkapitalistischen Produktion in die genossenschaftliche Produktion der landwirthschaftlichen Grossbetriebe. Und Dr. Franz Oppenheimer verspricht, bald ein Experiment mit seinen auf ähnlicher Grundlage beruhenden Siedlungsgenossenschaften machen zu wollen.<sup>3)</sup> Vielleicht sind das auch die einzigen Wege, um der kompakten Masse des ostelbischen Grossgrundbesitzes beizukommen. Der Grossgrundbesitz über 100 ha umfasst aber noch nicht einmal ganz  $\frac{1}{4}$  der landwirthschaftlich benutzten Bodenfläche, und eine nennenswerthe Tendenz, sich auf Kosten der kleineren Betriebe zu vergrössern, weist er ebenfalls in den Jahren 1882—1895 nicht auf.

Die Hauptmasse aller landwirthschaftlichen Betriebe, ca.  $\frac{5}{8}$  der landwirthschaftlich benutzten Bodenfläche, bilden die mittelbäuerlichen Betriebe von 5—20 ha und die grossbäuerlichen Betriebe von 20—100 ha. Von diesen weisen erstere eine beträchtliche Zunahme an Zahl (8%) und Bodenfläche (6%) auf, während bei letzteren ein kleiner Rückgang der landwirthschaftlich benutzten Bodenfläche zu verzeichnen ist. In seiner ausgezeichneten Agrarfrage hat Genosse Kautsky schlagend die Ueberlegenheit des landwirthschaftlichen Grossbetriebes nachgewiesen, andererseits aber auch betont, dass Sorgsamkeit, Intelligenz und

<sup>3)</sup> Franz Oppenheimer: Die soziale Bedeutung der Genossenschaft. Soz. Monatshefte, 1899, No. 3, pag. 127.

maassvoller Fleiss die Hauptwaffen des bäuerlichen Kampfes ums Dasein gegen die Konkurrenz der Grossbetriebe sind. Weiter ist dort nachgewiesen, dass die Ausdehnungsfähigkeit der landwirthschaftlichen Grossbetriebe ihre engen Grenzen habe, da mit der steigenden Intensität der Bewirthschaftung die Entfernung der Ackerfläche von dem Wirthschaftshofe abnehmen müsse, falls der Rentabilität des Betriebes nicht Abbruch geschehen solle. Ein Hauptgebrechen der landwirthschaftlichen Grossbetriebe ist endlich die Leutenoth.

Es liegt demnach auf der Hand, dass derjenige Bauer, dessen Betrieb für die Bewirthschaftung ohne nennenswerthe fremde Hülfskräfte ausreicht, also nicht zu gross und nicht zu klein ist (bei mittlerem Boden und Butter- und Fleischproduktion 10—30 ha) vermöge seiner Intelligenz, Sorgsamkeit und intensiveren Arbeit die Konkurrenz mit dem Grossbetriebe wohl aufnehmen kann, (heute wenigstens) sobald es ihm gelingt, sich die wichtigsten der Vortheile des Grossbetriebes zu sichern. Das geschieht durch das landwirthschaftliche Genossenschaftswesen. Die Entwicklung desselben zeigt eine regelmässige und schnelles Anwachsen. Die Bezugs- und Absatzgenossenschaften stiegen vom 1. Juli 1890 bis 1. März 1899 von 537 auf 1065, die Molkereigenossenschaften von 639 auf 1780, sonstige Genossenschaften von 101 auf 713. Die Werkgenossenschaften geben dem Mittelbauer die Möglichkeit der Benutzung grösserer landwirthschaftlicher Maschinen, Dampfdreschmaschinen, Dampfpflüge u. s. w. Die Viehzuchtgenossenschaften machen eine rentable Viehzucht möglich. Bezugs- und Absatzgenossenschaften sichern ihm die Vortheile des Masseneinkaufs und Massenverkaufs. Die letzteren verlangen jedoch ein gleichmässiges Produkt. Sie fördern die Bildung von Produktivgenossenschaften, die wiederum die Bildung arbeitsparender und den Rohstoff besser ausnützender Maschinen ermöglichen. Hier setzen die Molkereigenossenschaften ein. Die wachsende Industrialisirung unseres Landes lässt an die Stelle der Körnerproduktion die Herrschaft der Milch-, Butter- und Fleischproduktion treten. Der Landwirth wird zum Anhängsel, aber auch Theilhaber seiner industriellen Genossenschaft. Die Molkereigenossenschaften übernehmen immer mehr die Funktion der Bezugs- und Verkaufsgenossenschaften. Sie sind schon jetzt zu mächtigen Zentralorganisationen organisirt, die ihrerseits wieder, wie die reinen Bezugsgenossenschaften, mit der Produktion wichtiger landwirthschaftlicher Bedarfsartikel beginnen werden, und für die Landwirthschaft immer mehr den Konsum und die Produktion zu organisiren trachten müssen. Die industrielle Molkereigenossenschaft greift ferner in das Verfügungsrecht des Landwirths über sein Privateigenthum ein, macht ihm Vorschriften über Wartung, Pflege, Melkzeiten, Qualitäten der Fütterung des Viehes u. s. w. Das Privateigenthum des Mittelbauers an den Produktionsmitteln ist schon an sich kein Mittel der Ausbeutung fremder Arbeitskraft. Die Genossenschaft beschränkt sein Verfügungsrecht über das Privateigenthum und macht ihn zum Theilhaber genossenschaftlichen Eigenthums an den Produktionsmitteln, sie weckt starken genossenschaftlichen Geist, Gemeinsinn und Organisationsbedürfniss.

Die industrielle Entwicklung hat die Landwirthschaft revolutionirt, sie hat dem landwirthschaftlichen Grossbetrieb einen guten Theil seiner wirtschaftlichen Ueberlegenheit genommen, sie hat den Uebergang zu der intensiveren Fleisch- und Butterproduktion ermöglicht, die für den unter der Leutenoth nicht leidenden Mittelbauern jedoch nur in genossenschaftlicher Form möglich ist. Die

industrielle Entwicklung hat, wie wir oben sahen, das Proletariat geschaffen, es geschult und organisirt zu einer politisch und gewerkschaftlich fortschreitenden Kerntruppe, welche mit zunehmender Macht die Organisation ihres Konsums in die Hand nimmt und durch die Produktion für den organisirten Konsum ihrem Vater Kapitalismus wirtschaftlich überlegen ist. Der Schlussstein des Gebäudes ist der schon heute vorhandene Verkauf der landwirthschaftlichen Produkte durch die landwirthschaftlichen Zentralgenossenschaften an die Grosseinkaufsgesellschaften der Konsumgenossenschaften, der sich zum direkten Gütertausch der landwirthschaftlichen gegen die industriellen Produkte fortentwickeln wird.

Die soziale Revolution, der Zusammenbruch der kapitalistischen Produktionsweise wird meines Erachtens nicht in längerer oder kürzerer Zeit erst beginnen, wir sind bereits mitten darin! Das im Klassenkampf geschulte Proletariat ist durchaus auf dem rechten Weg und strebt zum rechten Ziel. Es schlägt seine Schlachten, während seine Theoretiker sich noch über die Auslegung der Theorien streiten und über die ökonomische Nothwendigkeit des Zusammenbruchs debattiren. Die Losung heisst: Von unten auf! und das Feldgeschrei: Vorwärts! Vorwärts zur politischen, zur gewerkschaftlichen, zur genossenschaftlichen Organisation; kampferprobte Organisationen, vorwärts zum Sieg!

## Ueber Zweck und Methode der Geschichtswissenschaft vom sozialistischen Standpunkt.

Von

Julian Borchardt.

(Brüssel.)

Nachdem ich in einer frühern Arbeit<sup>1)</sup> auf die Nothwendigkeit hingewiesen habe, unablässig und methodisch an dem Ausbau der Sozialwissenschaften, und unter ihnen in erster Reihe an der Nationalökonomie und der Geschichte, zu arbeiten, will ich heute einen praktischen Versuch in dieser Richtung wagen: ich will festzustellen versuchen, welchen Zweck die Geschichtswissenschaft verfolgen muss, und mit welcher Methode, d. h. mit welchen Mitteln es ihr möglich sein wird, diesen Zweck zu erreichen. Es wird das darauf hinauslaufen, eine Art Programm der geschichtswissenschaftlichen Arbeit, so wie sie von unserm sozialistischen Standpunkt aus betrieben werden muss, aufzustellen.

Auch wer nicht Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung ist, wird, sofern er nur Sozialist ist, mit uns dahin übereinstimmen, dass die Art und Weise, wie die Geschichte von unseren führenden bürgerlichen Kreisen betrieben wird — und wie sie z. B. im Geschichtsunterricht der Schule zum Ausdruck kommt — mit der Wissenschaft nichts zu thun hat. Es kann nicht die Aufgabe einer Wissenschaft sein, dem Hörer unter allen Umständen Patriotismus, kriegerischen Sinn und Frömmigkeit einzuprägen. Auf den Universitäten freilich wird im Allgemeinen ernster gearbeitet.

Wenn die Geschichte eine Wissenschaft sein soll, so müssen ihr offenbar diejenigen Merkmale zukommen, die einer jeden Wissenschaft wesentlich sind.

Das Wesen einer Wissenschaft besteht aber darin, die Regelmässigkeit einer Bewegung zu suchen.

Alles, was wir um uns her beobachten und was wir wissen, sind Veränderungen, und Veränderungen sind im Grunde nichts andres als Bewegungen. Diese Sätze brauchen wohl in einer wissenschaftlichen Zeitschrift nicht weiter ausgeführt zu werden.

<sup>1)</sup> Siehe Soz. Monatshefte 1898, pag. 482 ff., 529 ff., 588 ff.

Von den Bewegungen nun wissen wir auch nicht mehr, als dass sie da sind, nicht aber, warum sie da sind. Ihre Geschwindigkeit, ihre Richtung, ihr Verlauf sind für uns erkennbar, nicht aber ihre Ursache. So wissen wir z. B. dass unter bestimmten Umständen ein frei schwebender Stein zur Erde fallen wird, wir wissen aber nicht; warum dem so ist. Wir wissen es nicht, und wir können es auch nicht ergründen. Es überschreitet das die Grenzen unserer Erkenntnis. Alles, was wir ergründen können, ist, ob die Bewegung regelmässig ist, d. h. ob sie unter bestimmten Umständen bestimmte Geschwindigkeit, bestimmte Richtung, bestimmten Verlauf haben wird.

Da uns weitere Erkenntnis versagt ist, so müssen wir uns mit dieser wohl oder übel einrichten. Für praktische Zwecke ist sie aber auch ausreichend. Und auf den praktischen Zweck kommt es an. Denn die Wissenschaft ist nicht um ihrer selbst willen da; sie ist ein Mittel zu dem Zweck, das Leben der Menschen zu vervollkommen und zu erleichtern. Sie soll die Wahrheit suchen, damit wir die Kenntnis der Wahrheit zu unserm Nutzen anwenden können. Und die Kenntnis von der Regelmässigkeit einer Bewegung kann uns grossen Nutzen bringen. Haben wir erkannt, dass eine Bewegung, die vordem durchaus unregelmässig schien, dennoch regelmässig ist, so können wir ihren Verlauf bis zu einem gewissen Grade vorhersagen und können suchen, unser Verhalten ihr anzupassen oder auch sie uns direkt zu nutze zu machen. Wir können dem fallenden Stein aus dem Wege gehen, oder auch durch besondere Vorrichtungen die Kraft, die er im Fall entwickelt, zu einer uns nützlichen Arbeitsleistung verwenden.

So besteht die ganze Thätigkeit der Naturwissenschaften nur darin, in Bewegungen, die anscheinend ganz unregelmässig vor sich gehen, die Regelmässigkeit zu suchen. Die durch ihre Forschungen gewonnene Erkenntnis benutzt dann die Technik, um solche regelmässigen Bewegungen, von denen wir nunmehr vorher wissen, wie sie verlaufen werden, den Zwecken der Menschen nutzbar zu machen.

Wenn — wie Jeder zugeben wird — der Zweck einer jeden Wissenschaft das Erkennen ist, und wenn weiteres Erkennen als das der Regelmässigkeit einer Bewegung uns versagt ist, so kann auch die Aufgabe der Geschichtswissenschaft keine andere sein, als: die Regelmässigkeit der geschichtlichen Bewegung zu erkennen.

Die geschichtliche Bewegung der Menschheit in den wenigen Jahrtausenden, wo wir etwas von ihrer Geschichte wissen, bietet einen sehr bunten Anblick. Sie ist anscheinend durchaus unregelmässig und zeigt die allerverschiedensten Erscheinungsformen.

Indessen darf uns das nicht entmuthigen. Auch die Naturwissenschaft hat oft genug vor ähnlichen Problemen gestanden. Die Bewegungen der Planeten am Himmel scheinen durchaus wirr. Man wird wohl kaum je zwei Steine finden, die in genau gleicher Weise zur Erde fallen; sondern wenn man — ohne experimentellen Eingriff — hundert verschiedene Fälle beobachtet, wird man auch hundert verschiedene Arten des Falles finden. Und doch ist es gelungen, in all dieser scheinbaren Unordnung Ordnung herauszufinden und ihre Kenntnis den Menschen nutzbar zu machen.

So ist zu hoffen, dass auch in der anscheinend ganz ungeordneten Bewegung, welche die Menschheit in ihrer bisherigen Geschichte durchgemacht hat, eine Regelmässigkeit existirt, und dass es angestrebter wissenschaftlicher Arbeit gelingen wird, sie aufzudecken.

Andererseits ist die Kenntnis solcher Regelmässigkeit — der historischen Gesetze — unerlässlich, ja, ich möchte sagen, eine Lebensfrage für den Bestand der Gesellschaft. Denn praktische Anforderungen in diesem Sinne treten alltäglich in ungezählten Mengen an die Gesellschaft heran. Der sozialen Uebelstände giebt es Legion, und da wird denn der Arzt der Gesellschaft gerufen, der Politiker, der Staatsmann, und er soll die kranke Gesellschaft heilen.

Was aber kann der Staatsmann von heute thun, um die Gesellschaft zu heilen? Er weiss nicht genau, was ihr fehlt, er weiss nicht, nach welchen Prinzipien er handeln soll, er tappt vollständig im Dunkeln umher. Und so ist die heutige Staatskunst nur elende Quacksalberei.



Wie zur wirklichen Heilung physischer Krankheiten sachgemässe Kenntniss des menschlichen Körpers nöthig war, so ist zur wirklichen Heilung der sozialen Krankheiten sachgemässe Kenntniss des sozialen Körpers, der Gesellschaft, erforderlich. Sachgemässe Kenntniss aber wird erreicht durch wissenschaftliche Untersuchung.

Dies ist der wahre Grund, weshalb in der neuern Zeit die wissenschaftliche Untersuchung der Gesellschaft, ihrer Struktur, ihres Lebens in die Hand genommen worden ist, der Grund, weshalb die Sozialwissenschaften entstanden sind.

Ist somit die Aufgabe der Sozialwissenschaften im Allgemeinen, die Erforschung der gesellschaftlichen Bewegungen überhaupt, so hat die Geschichte, die eine Sozialwissenschaft ist, eine unter mehreren, einen Theil der gesellschaftlichen Bewegung zu durchforschen, denjenigen Theil, den wir die geschichtliche Bewegung nennen, und in ihm die Regelmässigkeit herauszusuchen.

Was aber ist die geschichtliche Bewegung? Worin besteht sie?

Wir Sozialisten halten die Weltgeschichte für die Entwicklung der menschlichen Zivilisation, und ihre Bewegung besteht in den Veränderungen, welche die menschliche Zivilisation bisher durchgemacht hat.

Um das Problem zu präzisiren und um die Mittel zur Lösung, die Methode, finden zu können, müssen Missverständnisse unbedingt vermieden werden, und deshalb scheint es mir nöthig, jeden meiner Ausdrücke möglichst genau zu definiren.

Mein Satz war: die Weltgeschichte besteht in der Entwicklung der menschlichen Zivilisation, und die Geschichtswissenschaft soll die Regelmässigkeit jener Entwicklung aufzeigen.

Was ist zunächst die menschliche Zivilisation?

Eine jede menschliche Gesellschaft setzt sich zusammen aus einzelnen Menschen, Individuen. Die Individuen leben aber nicht nur neben einander, sondern mit einander; sie haben unter sich Beziehungen und zwar Beziehungen so wichtiger Art, dass kein Individuum ihrer entbehren könnte; kein Mensch könnte ausserhalb der Gesellschaft auch nur leben, jeder ist mit seiner ganzen Existenz auf die Gesellschaft, auf seine Mitmenschen, auf die anderen Individuen angewiesen.

So haben die Menschen unter einander Beziehungen verschiedener Art, z. B. wirthschaftliche Beziehungen, rechtliche Beziehungen, religiöse Beziehungen, verwandtschaftliche Beziehungen u. s. w.

Alle Beziehungen der Menschen unter einander kann man zusammenfassen unter dem Namen gesellschaftliche oder soziale Beziehungen, und die Zivilisation der Menschen ist nichts andres als die Gesamtheit ihrer sozialen Beziehungen.

Die Menschen stehen auch in Beziehung zu der sie umgebenden Natur, insbesondere zu dem Grund und Boden, auf dem sie leben. Diese Beziehungen werden besser mit dem Namen Kultur bezeichnet. Kultur und Zivilisation stehen in Wechselwirkung mit einander, und deshalb muss die Geschichte auch die Kultur in ihre Untersuchungen einbeziehen. Gegenstand ihrer Forschung ist aber nur die Zivilisation, während die Kultur und ihre Einflüsse auf die Zivilisation spezieller Gegenstand der Sozial Geographie sind.

So viel für den Begriff der Zivilisation. Was ist nun aber die Entwicklung der Zivilisation?

Entwicklung ist nichts weiter als Aenderung. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch bedeutet das Wort Entwicklung häufig eine Aenderung zum Bessern, einen Fortschritt. Wissenschaftlich kann das der Sinn des Wortes nicht sein, weil nämlich der Begriff Fortschritt ein rein persönlicher ist — und zwar ganz besonders in der Geschichte. Was mir Fortschritt ist, kann nicht nur, sondern ist sogar wirklich für Hinz und Kunz Rückschritt. Eine Aenderung dagegen bleibt eine Aenderung für Jedermann. Die Wissenschaft kann weiter nichts thun, als sie feststellen, und es bleibt dann einem Jeden überlassen, sie nach Belieben für einen Rückschritt oder für einen Fortschritt anzusehen.

Wenn ich nach dieser Erklärung der Begriffe den Ausdruck: Entwicklung der menschlichen Zivilisation in verständlicheres Deutsch übersetzen soll, so werde ich sagen:

die Gesamtheit der Aenderungen, die in den sozialen Beziehungen der Menschen bisher eingetreten sind. Die Weltgeschichte besteht — nach sozialistischer Auffassung — in jenen Aenderungen, die Geschichtswissenschaft hat zu suchen, ob jene Aenderungen regelmässig vor sich gegangen sind, und gegebenen Falls nach welchen Regeln.

Es kommt die Frage nach der Methode: mit welchen Mitteln wird es uns möglich sein, die oben gestellte Aufgabe zu lösen?

Um zu sehen, ob die Aenderungen der menschlichen Zivilisation regelmässig sind, müssen wir sie offenbar zuerst kennen. Wir werden also damit beginnen, die verschiedenen Zivilisationen, welche die Menschheit in den verschiedenen Epochen und an den verschiedenen Orten ihres Daseins durchgemacht hat, festzustellen und mit einander zu vergleichen, um die zwischen ihnen bestehenden Unterschiede zu erkennen. Soweit es sich um die Zivilisation eines und desselben Volkes zu verschiedenen Zeiten handelt, sind jene Unterschiede nichts Anderes als die inzwischen eingetretenen Aenderungen der Zivilisation.

Damit ist unsere Aufgabe noch keineswegs gelöst. Wir werden dann nur die Aenderungen der Zivilisation konstatiert haben. Wenn es uns gelingt, alle Zivilisationen aller Völker und aller Epochen zur Vergleichung mit heranzuziehen, werden wir vielleicht auch eine gewisse Regelmässigkeit in jenen Aenderungen erkennen können. Ob das aber genügen wird, die Regeln, die Gesetze selber zu entdecken, können wir heute nicht wissen. Wir können nur hoffen, dass, wenn unsere Arbeit einmal so weit gediehen sein wird, wenn wir erst einmal jene Höhe des Wissens erklimmen haben werden, neue Wege zur endlichen Erreichung des Ziels sich unsrem Blick darbieten werden, Wege, von denen wir heute noch nichts ahnen können.

Die Aufgabe, soweit wir sie bis jetzt erfassen können, ist aber auch gerade gross genug und liefert für mehrere Generationen genügenden Arbeitsstoff.

Denn es sollen sämtliche Zivilisationen sämtlicher Völker und sämtlicher Zeiten zuerst dargestellt, dann mit einander verglichen werden — ein riesenhaftes Werk, noch riesenhafter als es scheint. Was man nämlich darstellen soll, muss man zuerst kennen. Von den Zivilisationen der allermeisten Völker sind aber nur Bruchstücke bekannt. Sie sind nicht erforscht. Die historische Forschung hat sich bisher mit der Zivilisation nur nebenbei beschäftigt. Ihr Gegenstand ist die Erforschung der Kriegsereignisse und der Politik gewesen, und nur insoweit ist die Zivilisation von ihr mit berücksichtigt worden, wie sie zum Verständniss der Ereignisse notwendig erschien. Wir besitzen deshalb Bruchstücke der Zivilisation aus fast allen Epochen, aber nirgends ein Gesamtbild. Und ehe eine vollständige Darstellung gegeben werden kann, muss die Forschung wieder aufgenommen, muss die Zivilisation erforscht werden.

Versuchen wir, uns das anschaulich zu machen.

An die Vergleichung der verschiedenen Zivilisationen kann selbstredend erst gedacht werden, wenn wir mindestens eine gewisse Anzahl Darstellungen haben. Es handelt sich also zunächst um die Darstellung der Zivilisation möglichst vieler verschiedener Epochen und Völker.

Zivilisation ist — wir erinnern uns — die Gesamtheit der sozialen Beziehungen. Alle sozialen Beziehungen eines Volkes sollen also dargestellt werden. Dahin gehört z. B.: 1. seine soziale Verfassung, d. h. seine Eintheilung in Klassen und Stände; 2. die Art und Weise seines Nahrungserwerbs, wie Ackerbau, Industrie, Handel, Schifffahrt, Kriegswesen (letzteres wenigstens in den ältesten Zeiten); 3. seine politische Verfassung, d. h. die Vertheilung der Staatsgewalt unter die Klassen und Stände; 4. Rechtswesen; 5. Eigenthumsordnung; 6. Familienordnung; 7. Religion; 8. Kenntnisse und Fertigkeiten; 9. Kunst; 10. Moral; 11. Privatleben.

Diese Liste beansprucht keineswegs, vollständig zu sein. Sicherlich giebt es noch eine ganze Menge anderer sozialer Beziehungen, die in keiner der 11 Klassen enthalten sind. Und doch genügt ein Blick, um uns zu überzeugen, wie weit wir noch entfernt sind selbst von der Kenntnis nur dieser 11 Klassen. Nur die politische Verfassung und das Rechtswesen sind selbst Gegenstand der Forschung gewesen. Dabei wurden auch

über einzelne andre Gebiete, namentlich über soziale Verfassung, über Religion, über Kunst und Wissenschaft ansehnliche Kenntnisse mit zu Tage gefördert. Und so besitzen wir, wie gesagt, nennenswerthe Kunde von gar manchen Theilen der Zivilisation. Aber weitaus das Meiste — ich nenne nur den Nahrungserwerb, die wirthschaftlichen Verhältnisse — ist uns noch durchaus unbekannt.

Es ergibt sich daraus, dass zunächst die ganze historische Quellenforschung noch einmal aufgenommen werden muss, um zu dem bisher Bekannten noch die Erforschung aller sozialen Beziehungen zu fügen, soweit uns das irgend möglich ist.

Hiernach stellt sich die ganze Arbeit, die in der historischen Wissenschaft meines Erachtens die Aufgabe unsrer und der nächsten Generationen ist, folgendermaassen:

- a) zuerst die Wiederaufnahme der Quellenforschung zum Zweck der Erforschung der sozialen Beziehungen in allen uns bekannten Epochen;
- b) darauf folgend die Darstellung der Ergebnisse dieser Forschungen, d. h. der Zivilisationen in den verschiedenen Epochen;
- c) endlich Vergleichung dieser verschiedenen Zivilisationen, um die Unterschiede und dadurch die Entwicklung derselben zu erkennen.

In diese Arbeit haben sich alle Diejenigen zu theilen, die sich für die historische Wissenschaft interessiren und an ihrem Fortschritt mitarbeiten wollen.

Es entsteht die Frage, ob es gerathen ist, eine Darstellung derjenigen Bruchstücke der Zivilisation, die wir kennen, heute schon zu beginnen<sup>2)</sup>. Man könnte solche Darstellungen freilich schon jetzt benutzen, um die einander entsprechenden Theile der Zivilisation, z. B. die soziale Verfassung, das Rechtswesen, die Religion, bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten zu vergleichen und Schlüsse daraus zu ziehen. Solche Schlussfolgerungen sind aber gefährlich. So lange man nicht alles zur Vergleichung nothwendige Material heranziehen kann, müssen die Schlüsse nothwendigerweise fehlerhaft sein. Und deshalb könnte es gerathen erscheinen, zunächst, alle verfügbare Kraft auf die Quellenforschung zu verwenden, und die Darstellung so lange aufzuschieben, bis alles uns erreichbare Material durchforscht ist.

Ich bin nicht dieser Ansicht.

Zunächst kommt die Eigenart des Historikers in Betracht. Ich kann mir vorstellen, dass Jemand ein ganz guter Historiker ist und doch für die Quellenforschung nichts taugt, auch keinen Geschmack daran findet. Der muss sich also von vornherein sein Arbeitsfeld wo anders suchen.

Des Weitern ist die Darstellung, wenn sie auch ihr Material von der Quellenforschung erhält, doch auch ihrerseits ein wichtiges Hilfsmittel der Quellenforschung, indem sie ihr durch Aufweisung der Lücken zeigt, wo etwas zu leisten ist.

Ferner ist die Darstellung, auch wenn sie verfrüht wäre, doch keine verlorene Arbeit. Ob früher oder später, gemacht muss sie doch werden, und was wir in dieser Hinsicht heute etwa leisten, kann von unsern Nachfolgern direkt benutzt werden; sie brauchen es nur zu vervollständigen.

Zudem, wenn wir warten wollten, bis die Quellenforschung ganz fertig ist, so könnten wir auf den Sankt-Nimmerleinstag warten: sie wird nie fertig werden. Unsere

<sup>2)</sup> Ich möchte nicht das Missverständniss aufkommen lassen, als ob es mir unbekannt wäre, welche werthvolle Arbeiten — Forschungen sowohl wie Darstellungen — über grosse Gebiete der Zivilisation bereits gemacht worden sind, und zwar fast ausschliesslich wohl von bürgerlicher Seite. Ich erinnere nur an Verfassungsgeschichte, Rechtsgeschichte, Kunstgeschichte u. s. w. Im Gegentheil sind es gerade diese Arbeiten, auf die wir uns in erster Linie zu stützen haben werden. Es wäre ganz unnütz, die Quellenforschung und Darstellung der Zivilisation da, wo sie schon gemacht ist, noch einmal zu machen. — Aber jene Arbeiten verfolgen grundsätzlich einen andern Zweck, als den von mir verlangten: sie wollen durch Erkenntniss der Gesamtgeschichte zum Verständniss desjenigen Gebiets, das sie speziell behandeln, und dessen Entwicklung vordringen, während ich umgekehrt durch Zusammenstellung alles aus den einzelnen Gebieten, Bekannten zum Verständniss der Gesamtzivilisation und ihrer Entwicklung vorzudringen strebe.

Darstellung wird immer unvollkommen sein und deshalb immer Fehler enthalten; wir können nichts weiter thun, als im Fortschritt der Arbeit die Fehler so viel wie möglich verringern und ausmerzen. Das ist übrigens in allen andern Wissenschaften genau ebenso.

Endlich aber — und das ist mir die Hauptsache — würde diese Art der Geschichtserzählung einen prinzipiellen Bruch mit der alten Auffassung bedeuten. Sie würde dem Publikum, das bis jetzt nur gewöhnt ist, Heldenthaten und Schlachtenberichte zu vernehmen, eindringlich vor Augen führen, dass die Bedeutung der Geschichtswissenschaft eine andre, eine höhere ist, als die Verherrlichung einzelner Personen. So könnte sie die allgemeine Aufmerksamkeit unsrer neuen Auffassung zuwenden und wäre dann, wenn auch nur ein und noch dazu ein sehr kleiner Schritt, doch der erste Schritt auf der neuen Bahn, und darin liegt ihre Wichtigkeit.

## Oesterreich im Jahre 2000.

Von  
Heinrich Mährer.  
(Wien.)

Gross ist die Litteratur der Schriften, Broschüren und Werke, die sich mit der Frage über Oesterreichs Zukunft beschäftigen. Von Graf Andrians Buch: Oesterreich und seine Zukunft aus dem Jahre 1848 bis auf Fischhof: Ein Blick auf Oesterreichs Lage 1866, Hornung: Neu-Oesterreich, Verus: Oesterreichs Zukunft und den neuesten Retter Oesterreichs, Dr. Kramarz, finden wir überall eine Menge Vorschläge, Reformen, Ausblicke, und wie die schönen Dinge heissen; nirgends jedoch — selbst nicht bei dem kühnen Erfinder der Bismarck-Bucher-Gespräche über Oesterreich — findet man irgend ein Bild der voraussichtlichen Gestaltung des Länderkomplexes oder eine ethnographische und politische Skizze in irgend einer den Stand der Verhältnisse in absehbarer Zeit charakterisirenden Ausführung. Gegenüber dem etwas allzu autokratischen Ausspruch: „Oesterreich wird deutsch sein, oder es wird überhaupt nicht sein“ ist vor Allem eine Frage der Erörterung werth und vermöge ihres aktuellen Charakters allen anderen voranzustellen. Sie lautet: Sind die Existenzbedingungen des österreichischen Staates in der That derart beschaffen, dass man den Gedanken eines Auseinandergehens der zusammenhängenden Theile keinesfalls aufkommen lassen darf?

„Die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer unabhängigen, starken Grossmacht ist für Deutschland ein Bedürfniss des Gleichgewichtes in Europa“ . . . . Diesen Ausspruch Bismarcks zu diskutiren, wäre nicht ohne Nutzen, vornehmlich in Anbetracht des Umstandes, dass in Oesterreich die Anzahl Derjenigen, welche eine gewaltige Verschiebung der Lage und eine gründliche Veränderung der politischen Verhältnisse in nächster Zeit erwarten, keine geringe ist, dass ferner die gegenwärtige Gestaltung mit all den nationalen und sozialen Wirren ein Hemmniss für den Zersetzungsprozess nicht bedeutet. Die Katastrophe wird kommen und den mühsam errichteten Staatenbau in Trümmer legen. Der Zerfall des Reiches in Länder und Ländchen, die Auflösung des Staatensystems wird nicht mit einem Schlage vor sich gehen, wie wenn ein Schiff an einer Klippe zerschellt; denn ein Reich, das mit soviel Mühe

und Aufwand vereint, mit soviel Blut erkaufte, und dessen Bestand so viele Generationen hindurch als unauflöslich gegolten, kann doch unmöglich, sollte der Niedergang in politischer und sozialer Hinsicht ein noch so rapider sein, mit einem Male vernichtet werden.

Die Vermuthungen, die man an die Zukunft des österreichischen Gesamtstaates knüpft, sind gar mannigfacher Art. Die eigenartigsten derselben sind zugleich die unwahrscheinlichsten. Seit jeher hatte Oesterreich in der auswärtigen Politik Unglück gehabt und selbst — abgesehen von den vielen schweren Niederlagen — bei den Ländererwerbungen eher verloren als gewonnen. In vorkonstitutioneller Zeit, als es unter den Völkern im Reiche noch nicht das allumschlingende Band des gemeinsamen Reichsrathes gab, war der Bestand Oesterreichs im äussersten Falle lediglich durch eine Grossmacht Europas in Frage gestellt. Heute — nachdem Ideen und Schlagworte, wie Nationalität, Konfession, Völkerfreiheit und Missbrauch der Gewalt aufgetaucht und zum Angelpunkt des ganzen öffentlichen Lebens geworden sind — bilden diese Motive nicht allein den *locus minoris resistentiae* für die Politik der Regierenden wie der Regierten, sondern können nur allzuleicht auch den ganzen Staatswagen aus dem Geleise bringen. Das Schicksal Oesterreichs wird keineswegs von der Umwandlung des bisherigen deutschen Regierungssystems in ein slavisches abhängig gemacht, noch auch „durch die in Aussicht stehende Einführung des Absolutismus besiegelt“ werden, sondern wird der Alternative unterliegen: Entweder friedliche oder blutige Revolution. Die eine wie die andere wird eine totale Verschiebung innerhalb der einzelnen Gebiete hervorrufen, wengleich die Ursachen hierfür nicht überall dieselben sein werden, zumal in dieser Provinz die Nationalitätenfrage, in jener das konfessionelle Moment ausschlaggebend sein dürfte, während wiederum in anderen Theilen der Monarchie die sozialen Unterschiede ein nicht genug hoch anzuschlagendes Mittel zum Zwecke der „Reorganisation“ bilden dürften.

Gelangt der seit langer Zeit skeptisch inauguirte Weltkrieg zur Austragung und wird Oesterreich in Mitleidenschaft gezogen, so stehen Dinge in Aussicht, deren Eintritt von allen Jenen gefürchtet wird, die an ein „glückliches Oesterreich“ glauben. — Die politische Konstellation am Ende des nächsten Jahrhunderts hängt daher in mehr als einer Hinsicht von der Rolle ab, welche Oesterreich in dem grossen Kriege spielen wird, Trügen die Zeichen nicht, und hier zu Lande ist zu pessimistischen Prophezeiungen Grund genug vorhanden, so wird unserm Reiche im Falle einer Verständigung Russlands mit Deutschland über unseren Köpfen hinweg neuerdings das Amt übertragen werden, für Andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Natürlich kann man sich bei einer derartigen Voraussicht der Ueberzeugung nicht verschliessen, dass die Durchführung des Regierungssystems, „anstatt des deutschen Elements das slavische zum Stützpunkt der innern Politik zu erheben“, — das ganze Reich seiner „traditionellen Basis“ entrisen, und eine Beutetheilung zwischen Deutschland und Russland bei der reaktionären politischen Bornirtheit der Feudalen, die der ererbten Nichtsthuerei in dem Standesdünkel längst Valet gesagt und sich zu kapitalistischen Unternehmern ausgebildet haben, nach einem

zweiten Königgrätz ohne Weiteres ermöglichen würde, was bei dem selbststüchtigen Treiben der Klerikalen einerseits — bei der starken Konsolidation der politischen Stellung der Slaven andererseits — ein Leichtes wäre. Das Meer der Unzufriedenheit, dessen Wellen fast die ganze Monarchie bespülen, wird dann Freund und Feind verschlingen; die in dem alten baufälligen Gebäude wohnenden Menschen, einander halb fremd und in Sprache, Religion, Sitte und Stand so verschieden mit hundert Parteien und Spaltungen, werden die Verlegenheit ausnutzen, in welche die Regierung gestürzt ist. . . . Und hat dann die materielle Gefahr um sich gegriffen, nachdem das Politische in den Hintergrund getreten, dann werden Slowenen, Croaten, Italiener und Magyaren mit ihren selbststüchtigen Gelüsten nicht Halt machen vor dem Götzen Patriotismus, dann reisst die bunt und lose zusammenhängende Masse auseinander, und der Retter in der Noth betritt die Bühne der Geschichte: der Föderalismus.

Eine Annexion Galiziens und der Bukowina durch Russland liegt ganz wohl im Bereiche der Möglichkeit, besonders mit Rücksicht auf die Konzentration des russischen Staatsgedankens auf die Balkanländer, die ja bereits einmal zum Ausgangspunkt erobersüchtiger Staatsraison genommen wurden. Doch darf man dem von den österreichischen Russophilen gehegten Lieblingsgedanken einer Selbständigmachung der übrigen slavischen Provinzen unter dem Protektorat des Zaren aus mehrfachen geographischen und politischen Ursachen nicht zu nahe treten. Bildet das ungarische Königreich, dessen autonomistische und republikanische Bestrebungen mehr als einmal offen zu Tage traten, nicht schon ein grosses Hinderniss, und darf denn vermüthet werden, dass die noch immer dem zentralistischen Gedanken huldigenden übrigen Nationen einer Duodez-Staatengründung rundweg beipflichten werden?

Die andre historisch bedeutungsvolle Möglichkeit für eine epochale Neugestaltung der Monarchie entspringe einer sozialen, d. h. friedlichen Umsturzidee. Die soziale, die friedliche Revolution ist die zweite Thatsache, die eine Neugestaltung der österreichischen Monarchie herbeiführen kann. — Schwer lastet auf dem arbeitenden Volke in Oesterreich die Hand des Klerus und Grossgrundbesitzes. „Nach Polypenart umspannen sie mit ihren Fangarmen den Staat, saugen den Kleingrundbesitz auf, bereichern sich durch geschäftliche Unternehmungen, setzen sich in die einflussreichsten und einträglichsten Aemter, prägen Verfassung und Verwaltung ihren Stempel auf . . . .“ Die Entwicklung des politischen Lebens in Oesterreich wird allüberall gehemmt. Allerlei Aerzte versuchen ihre Heilkunst an dem Körper, welcher doch — wie Kaiser Franz scherzhaft sagte — eine so „dauerhafte Natur“ habe, um eine neue Konstitution zu vertragen. Stets Rekonvaleszent, verhält sich das Reich wohlweislich ruhig und rüttelt nicht an den zarten Ketten des Freundschaftsbundes. Doch im Innern gährt es. Ebenso wie der Wiener Aufstand im Jahre 1848 ohne Plan, ohne besondere Verabredung, ohne Reglement entstand, wie das Aufgebot einmüthig dem ganzen Regierungssystem die Sprache des unzufriedenen Volkes zu verstehen gab, ohne dass lange Vorbereitungen der Empörung vorhergegangen wären — ebenso spontan wird sich die zur Reife gelangte Volkskraft auflehnen, den Kampf aufnehmen mit

allen bestehenden Gewalten und das Banner der Freiheit und Gleichheit aufhissen, welches „den entnervten Händen der alterssicheren Parteien entfallen ist.“ — Die Thränensaat der sozialen Missstände wurde im XIX. Jahrhundert dem Boden der Zeit anheimgegeben, keimte auf und hat zwei Früchte gezeitigt, den Kapitalismus und das Proletariat. Bezwingt das kommende Jahrhundert die Herkulesarbeit: auf den Trümmern der moralisch und physisch verderbten Gesellschaft einen neuen Bau zu errichten; ist Oesterreich so kräftig, die beiden giftigen Früchte durch Knospen frischen, gesunden Lebens, durch dauerhafte und gerechte Gesellschaftsverhältnisse zu ersetzen; ist es stark genug, die schweren Stürme, welche ihm drohen, wenn die Klassenkämpfe mit unwiderstehlicher Macht die ganze Bevölkerung ergriffen haben werden, die politischen und wirthschaftlichen Krisen mit all' ihren gefährlichen Begleiterscheinungen ohne Schaden zu überdauern, dann geht es einer glücklichen Zeit entgegen. Der Sozialismus, sagt Heine, ist der Held, der eine grosse That vollführen wird, sobald er die Bühne der Welt betritt. — Die Umwälzung der inneren politischen Verhältnisse wird Schritt halten mit einer gewaltigen Umgestaltung der sozialen. Schon vor fünfzig Jahren propagirte ein Theil des aufgeklärten Czechenthums die Idee der weitgehendsten Länderautonomie. Kommt es zu dem bedeutungsvollen Schritt der Acht-Länder-Theilung, erhalten Czechen, Deutsche, Polen, Slovenen, Kroaten, Italiener, Ruthenen und Magyaren ihre Selbständigkeit, ohne an ein gemeinsames, scheinbar fest geschmiedetes Kettenschloss gehängt zu werden, dessen Schlüssel blos entfernt zu werden braucht, um einer freien Entfaltung Raum zu geben — dann wird auch die alte nichtswürdige Verfassung der Gesellschaft zu nichte, und der Phönix des freien Menschenthums steigt aus der Asche. Fällt das gegenwärtig herrschende Prinzip der zentralen Kontrollgewalt, die jede freie Entwicklung selbständiger Städte- und Landesverwaltung, jedwede fortschrittliche Reformbewegung hemmt; stürzt das alte System, ein Gemisch aus bürokratischer Unduldsamkeit und reaktionärem Jesuitismus, welches seit jeher Oesterreichs Unglück gewesen — dann zieht der Geist des freien Lebens ein, dann durchströmt ein heisser Fortschrittsdrang die Gemüther; dann wird die Despotie und der Pfaffenwahn, die Anmassung und der Aberglaube in den tiefsten Abgrund geschleudert werden; dann wird die Zunge gelöst und das Wort der Freiheit verkündet; dann werden die wandelnden Leichen der Gebirge und Industriestädte, die Aermsten der Armen, die am Klöppelsacke aufwachsen, vor dem Glasofen hocken und den Webstuhl bedienen, deren Loos Hunger und Noth, Kummer und Erbarmen ist, nicht mehr verzweifeln; dann werden die Thränen, die blutigen Thränen des Proletariats, die auf dem Gewissen manches herzlosen Ministers lasten, für immer versiegen. — Oesterreich am Ende des nächsten Abschnittes der Weltgeschichte mag die Gestalt eines Bundesstaates annehmen oder auch sich in ein republikanisches Staatensystem auflösen — eines ist gewiss, dass die gerechte Lösung der sozialen Frage eine der grundlegendsten Voraussetzungen jedweder Verfassungsform bedeutet.

# Rundschau.

## Bücher.

**Paul Hirsch: Der Kampf gegen die Arbeiter-Koalitionen.** Charlottenburg 1899; Verlag von Otto Goerke.

**C. Legien: Das Koalitionsrecht der deutschen Arbeiter in Theorie und Praxis.** Hamburg 1899; Verlag der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands.

**Max Schippel: Gewerkschaften und Koalitionsrecht der Arbeiter.** Berlin 1899; Verlag der Buchhandlung Vorwärts.

Soeben hat die Sozialdemokratie im II. Berliner Reichstagswahlkreis einen bedeutenden Sieg errungen. Dieser Erfolg legt Zeugniß ab von der gewaltigen Werbekraft der Sozialdemokratie und kündigt unzweideutig, dass die Arbeiterklasse die politische Lage klar und scharf erkannt hat. Die Arbeiter waren sich dessen, was für ihre geringen Rechte auf dem Spiele steht, bewusst und vergassen nicht einen Augenblick die Zuchthausvorlage, welche, als „Schutz der Arbeitswilligen“ maskirt, vor der Thür steht. Während diese Gefahr immer näher rückt, sind die drei oben genannten Schriften zur rechten Zeit erschienen. In ihnen ist grundlegend der Gedanke von der Unfreiheit des isolirten Verkäufers der Waare Arbeitskraft gegenüber dem kaufenden Unternehmer. Mit wenigen, kernigen Worten klingt uns diese Wahrheit aus dem agitatorischen Weck- und Warnruf von Hirsch entgegen, während die darauf gerichteten Ausführungen Legiens und Schippels mehr in die Tiefe gehen, ohne sich in Langathmigkeit zu verlieren. Mit lebendiger Schreibweise zeigt Schippel, wie sich die Behandlung der vom Produktionsmittel-Besitz losgelösten Arbeit in den verschiedenen Ländern historisch entwickelte, um sich dann der Frage zuzuwenden, ob „der vereinte gewerkschaftliche Lohnkampf wirklich ein so mächtiger Hebel zum Fortschritt der Arbeiterklasse“ sei. Mit vollem Recht bejaht er sie. In anregender und dabei streng logischer Erörterung setzt er den hohen erzieherischen Werth der gewerkschaftlichen Verbindungen auseinander und widerlegt alle gegen das Wirken derselben erhobenen Einwände.

Wenn man nun die bezeichnete Schrift Legiens mit der Schippelschen zusammenstellt, so könnte man nicht mit Unrecht sagen, die letztere reihe die Erwägungen aneinander, zu welchen das reiche Thatachenmaterial der erstern zwingt. Legien lässt vorwiegend die Praxis sprechen, und zwar so beredt, dass jeder nicht böswillige Widerspruch verstummen muss. Es ist im Rahmen einer kurzen Be-

sprechung nicht möglich, die Einzelheiten dieses Materials herauszugreifen und zu würdigen, und unangebracht, hier mit ein paar Ziffern zu paradiren. Man muss das Legiensche Büchlein lesen und wird sich sowohl der Wucht der angeführten Thatachen, als auch der bedeutsamen Sprache seiner Zahlen nicht zu entziehen vermögen.

Indem schliesslich auch die Broschüre von Hirsch beachtenswerthe Beispiele aus der Praxis vorträgt, daran packende Bemerkungen knüpft und daher für die rasche Agitation wie geschaffen ist, muss das Gesammturtheil über alle drei Arbeiten dahin lauten, dass sie, jede in ihrer Eigenart, ihrer Aufgabe durchaus gerecht werden. Sie stellen ein bedeutsames Stück Anklage- und Aufklärungslitteratur dar.

*Victor Fraenkl.*

## Revue.

**Die Fackel**, die neueste Wiener Zeitschrift, ist Anfang April erschienen. Der Herausgeber, Karl Kraus, ist durch seine Schriften: Die demolirte Litteratur (siehe Soz. Mon., 1897, pag. 122), Eine Krone für Zion (siehe Soz. Mon., 1898, pag. 535), wie durch einzelne in Zeitschriften erschienene Artikel längst bekannt als vorzüglicher, geistvoller Satiriker, der keine Rücksicht, keine Schonung kennt, sobald er Missstände aufzudecken oder Personen anzugreifen für gut findet. Ueber die Tendenz seines Blattes sagt Kraus: „Kein tönendes: Was wir bringen, aber ein ehrliches: Was wir umbringen hat sich die Zeitung als Leitwort gewählt“; und es ist kein eng begrenztes Gebiet, welches hier mit grellem Fackelschein beleuchtet werden soll, denn schon im ersten Heft finden wir scharfe Hiebe nach allen Seiten ausgeheilt. Gegen Minister wie Dichter, Maler wie Kunstkritiker, sowie gegen die Presse, gegen Alle und Alles zieht Kraus zu Felde. In erster Linie aber widmet er der Wiener Theaterclique und ihrem Führer Julius Bauer einen Artikel, in welchem er all die Missstände, die zwar, wenigstens theilweise, sehr bekannt sind, aber längst als etwas einmal Feststehendes ertragen werden, in schärfster Weise geisselt. „Eine Presse, die ausserhalb jeglichen politischen Einflusses gestellt ist, und die im Drange der Verhältnisse sich genöthigt sah, ihren Freisinn zum Freikartensinn umzugestalten, versorgt in eigener Regie den Theatermarkt und wacht mit Argusaugen, dass kein Berufener eindringt. Fast alle Bühnen sind ihr tributpflichtig, fast alle haben ihr



tägliches Quantum an Gratisbilletten abzuliefern und jene Stücke aufzuführen, die sie selbst verfasst oder zumindest vidirt und protegirt hat. Dieselben Leute, die gestern noch als freie Rezensenten auf freien Plätzen saßen, tauchen heute als dankbare Autoren vor dem Vorhang auf und werden morgen von den Redaktionskollegen überaus schmeichelhaft besprochen sein. Kritische Machthaber, welche aus der von ihrer Gunst und Gnade abhängigen Theaterkanzlei Tantiömen beziehen — ich bin zu wenig Staatsanwalt, um sogleich den richtigen Ausdruck für solche Uebungen zu finden.“

Ebenso charakteristisch für Kraus' Eigenart ist folgende Erklärung: „Die Fackel erscheint blos dreimal im Monat. So erspart sie sich den bekannten Zeitungsstempel und dem Finanzminister Kaizl ein schamhaftes Erröthen. Herrn Kaizl hat zwar die gepresste Luft eines Kabinetts, das näher dem Hof als der Strasse zu gelegen ist, ein wenig den Kopf verwirrt, sonst aber ist er gewiss mit den meisten der in diesem Blatt vertretenen Ansichten einverstanden. Darum wäre ihm der Anblick einer anständigen, auf sich selbst gestellten und nur durch ihre Leser subventionirten Zeitung immerhin peinlich gewesen, die mit der Fussfessel der Stempelpflicht den ohnehin beschwerlichen Weg zum Interesse der österreichischen Oeffentlichkeit antreten soll. So lasse ich denn Herrn Kaizl zuliebe die Fackel nicht, wie ursprünglich geplant, allwöchentlich erscheinen, versage dem Staat die sonst fällige Zahlung einer jährlichen Zahlung von mehr als tausend Gulden und glaube zu diesem Entschlusse die Zustimmung des Finanzministers in vollem Maasse zu besitzen.“

Eine Nummer soll im Umfang von 16 bis 24 Seiten erscheinen, und es liegt die Frage nahe: Wird Kraus auch immer das nöthige Material finden, und wird er nicht durch den Anhang, den er sich unwillkürlich schafft, indem er gegen die herrschenden Cliques auftritt, der Führer einer neuen Clique werden? Das vorliegende Heftchen ist beinahe zu verschwenderisch bedacht, diescharfen und witzigen Pointen zu dicht gedrängt, als dass sie leicht zu voller Wirkung kommen können, aber die ungeschminkten Wahrheiten, welche uns hier mit ätzendem Witz enthüllt werden, sind zu erst, um nur als Unterhaltungslektüre zu dienen, sie sind zu treffend und amüsant, um rasch vergessen zu werden, und versprechen dadurch Schmarotzerkulturen „umzubringen“, die bis dahin im Dunkeln mächtig gewuchert.

Von den **Dokumenten der Frauen** liegt bereits das zweite Heft vor, das die Erwartungen, zu welchen die erste Nummer be-

rechtigte, auch erfüllt. Auf den verschiedensten Gebieten wird hier gleichsam dokumentarisch nachgewiesen, wie nothwendig die Verbesserung der Arbeitsentlohnung der Frauen wäre. Während Prof. Eugen von Philippovich in einem sehr interessanten Artikel statistische Aufzeichnungen über Frauenlöhne in Oesterreich, England, Frankreich etc. giebt, um an der Hand dieser die im Vergleich zu den Männern weit geringere soziale Stellung der Frauen nachzuweisen und die sich daraus ergebende allgemeine wirthschaftliche Stellung der Frauen zu betonen, erfährt die bürgerliche Frau durch einen andern vorzüglichen Artikel: Die Volontärin in den Privatschulen, von einer ehemaligen Volontärin, wie sehr sie selbst durch die Bedrückung jener geistigen Proletarierinnen oft berührt wird, während sie sich bisher himmelweit von den Interessen der armen Mädchen, die sich sauer ihr Brod verdienen, entfernt wähnte. Der Verfasserin des Artikels, er ist nicht gezeichnet, gelingt es hier, indem sie das Elend der Lehrerin aufdeckt, Einblick zu gewähren in die Lehrverhältnisse der Privatinstitute, welche in schmutziger Weise aus dem Umstand Nutzen ziehen, dass sich die bereits geprüfte Lehrerin gezwungen sieht, um die Lehrbefähigungsprüfung ablegen zu dürfen, um jeden oder auch keinen Preis an Privatschulen zu unterrichten. Auf diese Weise wird die Bourgeoisie darüber belehrt, dass gerade sie, die glaubt, durch oft bedeutende Geldopfer ihren Kindern einen bessern Unterricht zu verschaffen, als er in den öffentlichen Schulen ertheilt wird, sich mit dem wenigst werthigen Lehrpersonal, unter ungünstigen Bedingungen, begnügen muss oder wenigstens bisher begnügt hat.

*Emma Eckstein.*

Wenn man von Deutschland aus die Vorgänge der letzten 18 Monate in Frankreich kontrollirt, so hat man leicht das Gefühl: Herrgott, ich danke Dir, dass ich nicht bin wie Jene. Geht man aber der Dreyfussache auf den Grund, wie es Julien Benda in der **Revue Blanche**, in einem Essay, überschrieben: Journal d'un Byzantin, thut, so tritt an die Stelle der Selbstherrlichkeit der einfache Wunsch, dass ein solcher Konflikt Deutschland erspart bleiben möge. Die Grundelemente, die den Konflikt hervorgerufen, liegen eben nicht nur in der französischen Kultur, sondern in der allgemeinen Kultur unsrer Zeit.

Benda führt aus, dass es entschieden zweierlei Begriffe von Recht, Anständigkeit und Gerechtigkeit giebt, eine bürgerlichen und einen militärischen.

Das militärische Rechtsbewusstsein wuchs naturgemäss aus demselben Boden hervor, aus dem die militärischen Institutionen überhaupt entstanden. Die ersten Kämpfe verdanken dem impulsiven Zusammentreten Mehrerer zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles, Vertheidigung oder Eroberung, ihren Ursprung. Instinktiv erfolgt dabei auf kürzere oder längere Perioden eine Unterordnung unter einen Willen, ein Aufgeben des Selbstgefühls und des Selbstbestimmungsrechts. Doch sind diese seelischen Bethätigungen im Grunde nur vorübergehende, die aber das Militär um seiner Selbsterhaltung willen zu machen suchte. Man ersetzte daher das stimulirende Moment, das ursprünglich die Krieger zusammenhielt, dadurch, dass man die Leute durch Wein, Musik, Farben, öffentliche Verhimmelung betäubte, und indem man die Grundidee symbolisirte: die Fahne bedeutet die Zusammengehörigkeit, die Uniform das Aufgeben der Selbstbestimmung, die Schnüre die Rangordnung. Man spekulirte dabei auf die Empfänglichkeit des Menschen Aeusserlichkeiten gegenüber. Wenn aber trotzdem die militärischen Gefühle nicht Stand halten wollen, so hatte man die Drohung der Todesstrafe; als letztes Moment der schematischen Psychologie des Soldaten tritt noch die Furcht und in ihrem Gefolge die Lüge hinzu.

Seit hundert Jahren hat sich der bürgerliche Rechtsbegriff bedeutend verändert, man wurde dessen kaum gewahr, bis durch die Dreyfusaffäre die Moral der Armee auf die Moral des Bürgerthums stiess, und man konnte bei diesem Kampf, in dem zum grossen Theil auf beiden Seiten in guten Treuen vorgegangen wurde, deutlich sehen, wie sehr alle Moral relativ ist. Dem Heere gilt der Betrüger, der das Ansehen seiner Chefs rettet, als Ehrenmann, und ein falscher Eid ist eine ehrenhafte That, sobald er im Interesse des Heeres abgelegt wird.

Alle nahmen an dem Kampfe Theil, mit Leidenschaft trafen auch die Intellektuels auf, aber auch diese haben den grossen Fehler begangen, die Vorgänge zu beurtheilen, anstatt sie zu ergründen. In grossen Zügen wäre die ganze unselige Sache klar geworden, hätte man von Anfang an gesucht, die verschiedenen Ehrbegriffe klar zu legen. Die Qualen, die Dreyfus und Picquart erlitten, sind der Ausfluss des ganz kriegerischen Grundmotivs, des Hasses. Die Fälschung Henrys etc. ist der Ausfluss des praktischen Geistes, des Erhaltungstriebes der Armee. Die Haltung von du Paty de Clam beweist, dass er eine Beschimpfung nicht als Individuum, sondern als Repräsentant der Armee

empfindet. Herr du Paty de Clam und Konsorten können ohne Zweifel Herrn Benda für diese Ehrenrettung dankbar sein.

Es wäre also an der Zeit, eine Vereinigung der doppelten Moral zu schaffen, namentlich auch der Kritik, der Philosophie Eingang in den militärischen Codex zu ermöglichen. Die Männer, die wie Picquart ihre eigene Meinung in der Sache hatten, sind thatsächlich keine guten Soldaten; sie wären gute Führer gewesen, da sie voll Initiative, voll Rechtsbewusstsein und persönlichen Muthes waren; eine aus solchen Elementen zusammengesetzte wäre aber keine Armee mehr. Wollte man in die heutigen Verhältnisse unter die Offiziere die Kritik einführen, so würde man nur zerstören, ohne ein Aequivalent zu geben.

Das einzige Rettungsmittel wäre, dass man dem Militär alle nicht spezifisch militärischen Befugnisse, Jurisdiktion, politische Aktion etc. wegnehmen und es nur als Werkzeug der Landesvertheidigung oder der Offensive verwenden würde.

Benda freilich ist der Ansicht, dass dadurch nur Unheil geschaffen werden würde. Nach ihm neigt das „Volksbewusstsein“ mehr zur Anerkennung des militärischen als des bürgerlichen Rechtes. Die Revision ist diesem unsympathisch, und das Heer der Gegenstand der Verehrung, das bewiesen die Manifestationen, die Wahlen und die Zeitungen, denn die Zeitungen richten sich im Geschäftsinteresse nach ihren Abonnenten. Die Haltung des Volkes lässt sich leicht dahin charakterisiren, dass es die Psychologie der Kaserne repräsentirt, es liebt das Heer und will von weiter nichts hören.

Auch die denkenden Franzosen müssen zu diesem Resultat gelangen, denn unter den gegenwärtigen Verhältnissen „kann“ sich Frankreich nicht den Luxus gestatten, gerecht zu sein. Die Schuld daran tragen nur die „Nachbarn“. Da bei ihnen die barbarische Kriegsmoral die Oberhand hat, ist auch Frankreich gezwungen, um jeden Preis seine Kriegsmoral aufrecht zu erhalten.

Man sieht: der Verfasser ist seinem Vorsatz, eine objektive Analyse zu geben, schliesslich doch untreu geworden. Eine leidenschaftslose Behandlung der „Affaire“ scheint eben selbst bei denkenden Franzosen heute noch fast unmöglich. So schliesst denn auch dieser Artikel — der von Herrn Benda angeblich nach dem unvollendeten Manuskript eines Unbekannten herausgegeben ist — mit einem Angriff gegen die Intellektuels und einer begeisterten Apostrophe an Frankreich und an den Geist seiner Kultur.

*Ida Häny-Lux.*

Verantwortlich für die Redaktion: Hugo Warschawski in Berlin.

Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Gleditsch St. 23, Berlin W. (Eigenthümer: Dr. R. Friedeberg in Berlin).  
 Druck von Max Bading, Beuth St. 2, Berlin SW.